Lesebuch

für

die Unterklassen der Volksschulen

des

Regierungsbezirkes Oberbayern.

Bearbeitet

von mehreren Schulmännern.

Ministeriell genehmigt.

München.

Verlag von R. Oldenbourg.

Abteilung für Schulbücher.

Preis ungeb. 60 Pf.

<36608311550014

Lesebuch

für

die Unterklassen der Volksschulen

des

Regierungsbezirkes Oberbayern.

Bearbeitet

von mehreren Schulmännern.

Ministeriell genehmigt.

Zweite Auflage.

München.
Verlag von R. Oldenbourg,
Abteilung für Schulbücher.

Preis ungeb. 60 Pf.

1896.



Druck von R. Oldenbourg in München.

Schulleben.

1. Mit Gott.

Emanuel Reinelt.

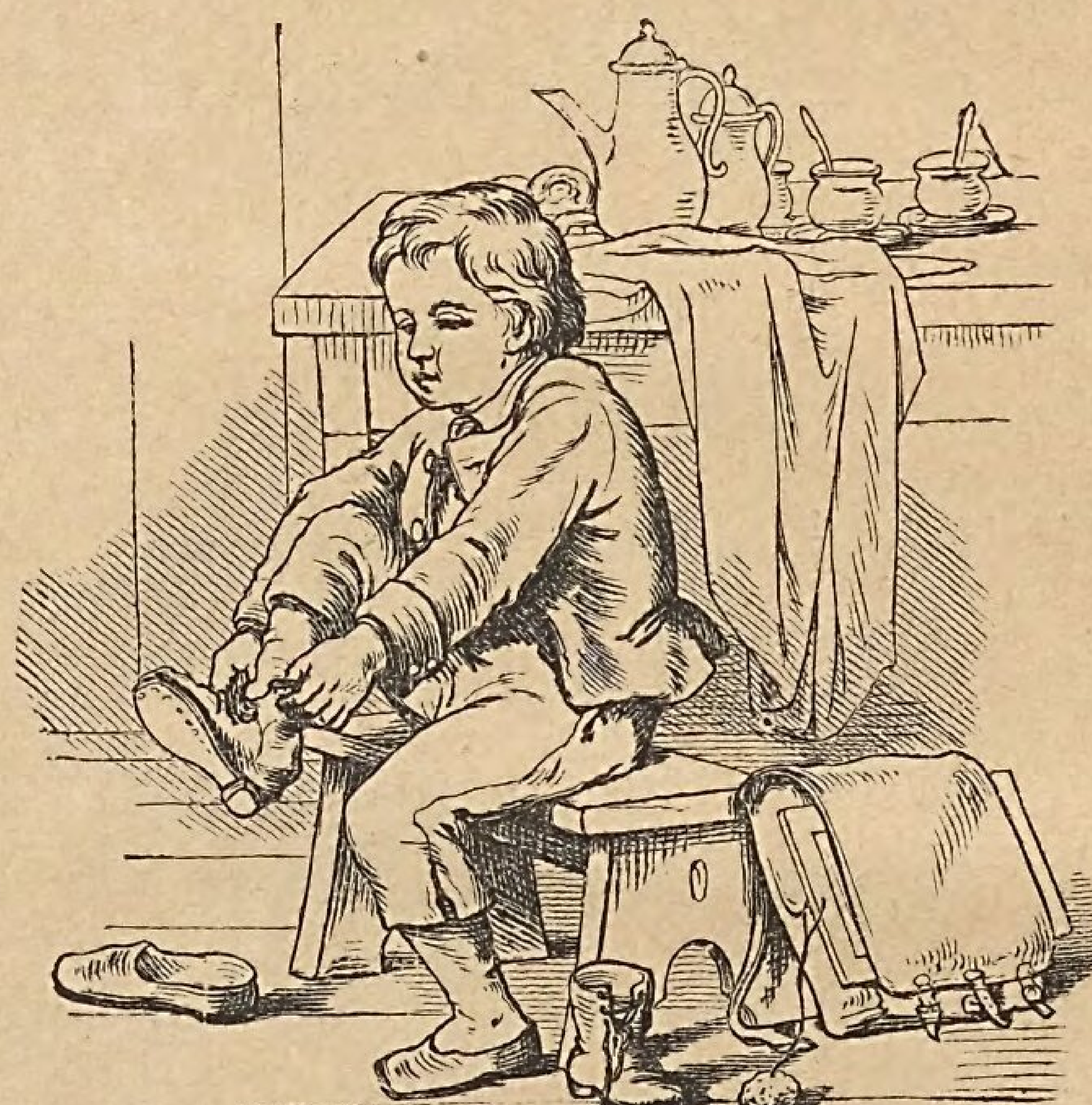
Mit Gott will ich beginnen;
mit Gott auch will ich enden.
Er wird getreu mich führen,
zum Besten alles wenden.
Drum will ich voll Vertrauen
auf meinen Gott stets bauen.

2. Schulfreude.

Friedrich Güll.

Schlägt es morgens halber acht,
spring' ich auf von meinem Stuhl.
Alles wird zurecht gemacht,
was ich brauch' in meiner Schul'.
Von dem Nagel kommt die Kappe;
umgehängt wird schnell die Mappe,
eingesäckelt Buch und Schrift,
Tafel, Lineal und Stift.

Nicht vergess' ich aber auch,
was ich sonst noch alles brauch'.
Nummer eins: zwei frische Augen,
die zum Schau'n und Merken taugen;
Nummer zwei: zwei feine Ohren,
daß mir nichts kann gehn verloren;



Nummer drei: ein lauter Mund,
der da spricht aus Herzensgrund,
aber auch nichts eher sagt,
bis der Lehrer hat gefragt.
Und was noch das Beste heißt:
Muntres Herz und muntern Geist.

3. In der Schule.

Alois Frietinger.

Hans kommt gesprungen. Er geht mit Freude zur Schule. Seht ihn an! Wie nett ihn sein Mütterlein zusammengerichtet hat! Der kleine Mann trägt

ein sauberes Gewand. Seine Haare sind gekämmt, Gesicht und Hände rein gewaschen. Auf dem Rücken hat er ein Ränzchen.

Was mag dies wohl enthalten? Sieh da, ruft der Bub, die Tafel mit dem feuchten Schwämmchen, das Büchlein hier mit allerliebsten Bildern und Geschichten, und die Schachtel, in der Griffel und Federn liegen! All' das brauchen wir in der Schule.

Da sitzen wir still neben einander. Erst beten wir zum lieben Himmelvater. Dann heißt's „Achtung!" Nun sind alle Augen auf den Lehrer gerichtet. Wir rechnen mit Fingern, Kugeln und Münzen. Dann kommen die schönen Erzählungen vom lieben Gott — wie er die Welt erschuf — wie das Christkind zu uns kam — wie Jesus für uns litt und starb. Wir hören viel Schönes von den Blumen und Bäumen draußen im Garten und im Felde — von den Tierlein groß und klein — von Wiese, Wald und Wasser. Auch wird von der Sonne, vom Mond und von den Sternlein gesprochen, die nachts in mein Bettchen scheinen. Mäuschenstill sitzen wir da und wünschen nur, daß kein Ende kommen möchte.

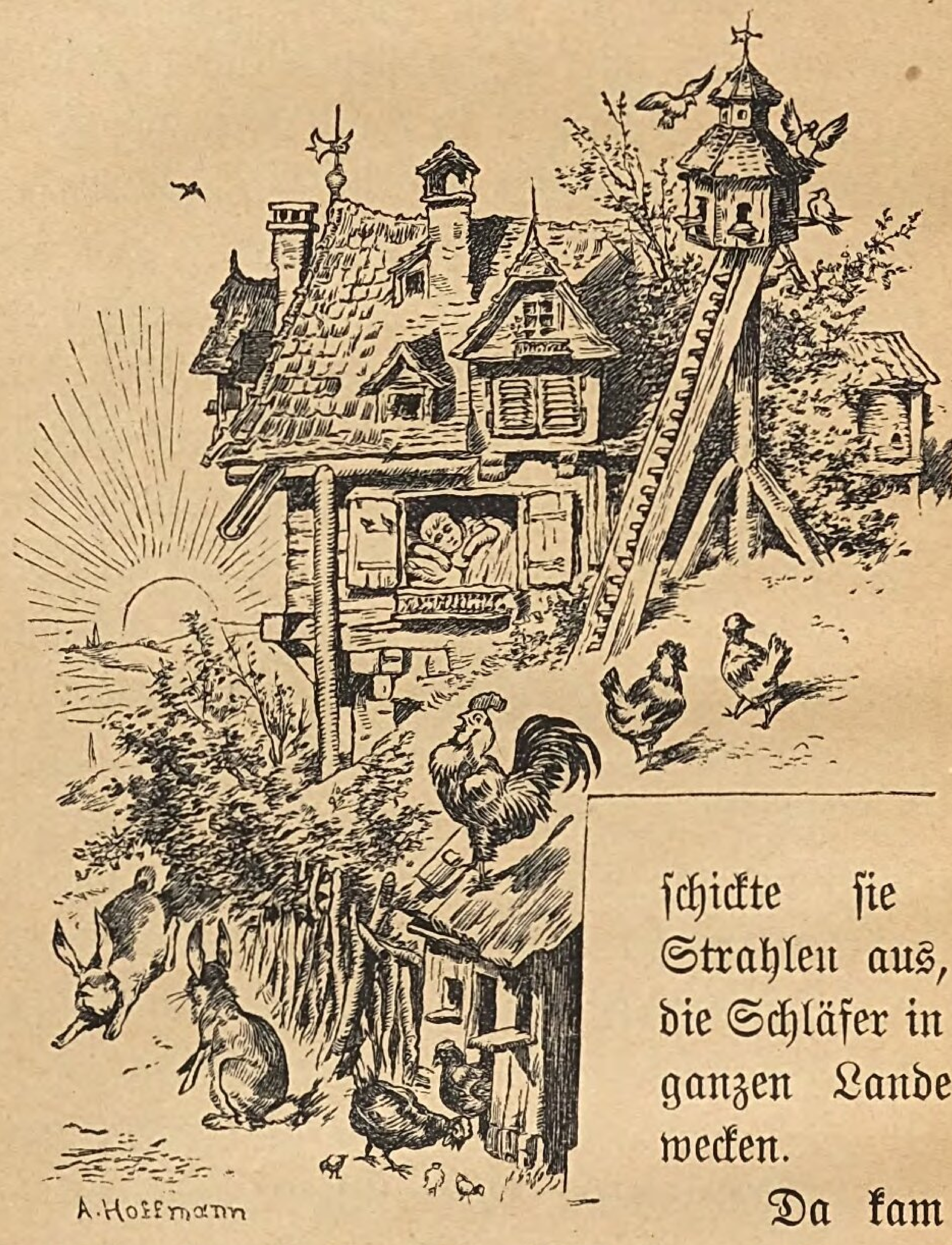
Darauf wird gelesen und auf die Tafel und ins reinliche Heft geschrieben. Dazwischen turnen wir wie echte Soldaten. Zum Schlusse holt der Lehrer die Geige. Diese bringt uns die größte Freude; denn beim Singen vergessen wir Spiel und Mittagessen.

Unser Lehrer hat uns lieb, und wir haben ihn gern, so gern wie Vater und Mutter.

4. Die Sonnenstrahlen.

Wilhelm Curtman.

Die Sonne war aufgegangen und stand mit ihrer schönen, glänzenden Scheibe am Himmel. Da



schickte sie ihre Strahlen aus, um die Schläfer in dem ganzen Lande zu wecken.

Da kam ein Strahl zu der Lerche. Sie schlüpfte aus ihrem Neste, flog in die Luft hinauf und sang: Liri, liri, li, — schön ist's in der Früh'!

Der zweite Strahl kam zu dem Häschen und weckte es auf. Das rieb sich die Augen nicht lange,

sondern sprang aus dem Walde auf die Wiese und suchte sich zartes Gras und saftige Kräuter zu seinem Frühstücke.

Ein dritter Strahl kam an das Hühnerhaus. Da rief der Hahn: Kikeriki! Die Hühner flogen von ihrer Stange herab und gackerten in dem Hofe, suchten sich Futter und legten Eier in das Nest.

Ein vierter Strahl kam an den Taubenschlag zu den Täubchen. Die riefen: Ruckediku, die Thür ist noch zu! Und als die Thüre aufgemacht war, da flogen sie alle in das Feld, liefen über den Erbsenacker und lasen sich die runden Körner auf.

Ein fünfter Strahl kam zu dem Bienchen. Das kroch aus seinem Bienenkorbe hervor, wischte sich die Flügel ab, summte dann über die Blumen und den blühenden Baum hin und trug den Honig nach Hause.

Da kam der letzte Strahl an das Bett des Faulenzers und wollte ihn wecken. Allein der stand nicht auf, sondern legte sich auf die andere Seite und schnarchte, während alle anderen arbeiteten.

5. So sollten alle sein.

Johann Staub.

Der Knabe steht um sechs Uhr auf
und betet, wäscht und kämmt sich drauf.

Er setzt sich sauber dann und frisch
mit Mütterchen zum Morgentisch.

Und ist das Frühstück abgethan,
so kleidet er sich fertig an.

Er weiß, wo seine Sachen sind,
und rüstet selber sich geschwind,

holt Buch und Tafel dann herbei
und überlernt noch mancherlei.

Ade, ade, lieb Mütterlein,
jetzt wird es Zeit zur Schule sein!

Und auf dem Schulweg grüßt der Knab',
thut vor den Leuten 's Käpplein ab,

und in der Schule gibt er acht,
daß er dem Lehrer Freude macht,

schreibt seine Aufgab' mäuschenstill,
wie es die Ordnung haben will.

Kommt dann die Zeit zum lust'gen Spiel,
freut er sich auch und — lärmt nicht viel,

hält sich von Zank und Händeln fern;
drum hat ihn alles, alles gern.

So lernt er froh, was er vermag,
und wird geschickter jeden Tag.

6. Der Weg zur Schule.

Hoffmann von Fallersleben.

Im Winter, wenn es frieret,
im Winter, wenn es schneit,
da ist der Weg zur Schule
fürwahr nochmal so weit.

Und wenn der Kuckuck rufet,
dann ist der Frühling da;
dann ist der Weg zur Schule
fürwahr nochmal so nah'.



Wer aber gerne lernet,
dem ist kein Weg zu fern.
Im Frühling und im Winter
geh' ich zur Schule gern.

7. Aller Anfang ist schwer.

Franz Hoffmann.

Im Garten steht ein Pflaumenbaum. In seine Zweige hatten zwei Stieglitze ihr Nest gebaut. Darin lagen bald sechs Eier. Als aber die liebe Sonne mehreremale auf- und untergegangen war, lagen die Eier nicht mehr in dem Neste. Dafür blickten nun

sechs junge Vöglein aus dem kleinen Hause in die große Welt hinein und sahen dabei ganz fröhlich aus. Die Vöglein wurden größer und bekamen bald ein allerliebstes buntes Federkleid.

Nun sollten sie fliegen lernen. Die alten Vögel machten es ihnen vor. Allein es wollte nicht sogleich gehen. Das eine konnte nur mit Mühe von Ast zu Ast hüpfen. Das zweite wäre bald vom Baume gefallen. Das dritte flatterte kaum zwei Schritte über der Erde hin und huschte furchtsam durch die Zweige. Den andern ging es nicht besser. Aller Anfang ist schwer! Bald lernten die Vöglein dennoch fliegen; denn sie flogen oft. Sie übten täglich ihre Schwingen und ihre Kraft.

Mein Kind, denke an die Vöglein, wenn du etwas Neues lernen sollst, und wenn auch dir der Anfang schwer wird!

8. Kaiser Karl prüft die Schüler.

K. Stern.

Kaiser Karl besuchte die Schulen auf seinen Reisen überall selbst und wohnte gern den Prüfungen bei. Einst that er dies wieder. Dabei ließ er die geschickten Schüler zu seiner Rechten, die ungeschickten aber zu seiner Linken stellen. Da zeigte es sich denn, daß die letzteren meistens Söhne der Vornehmen waren. Er wandte sich nun zuerst zu den geschickten, aber ärmeren Knaben: Fahret fort in eurem Fleiße! sagte er, ihr sorgt für euer eigenes Beste. Der Lohn

soll euch seiner Zeit nicht fehlen! — Ihr aber, rief er ernst denen zur Linken zu, ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt und glaubt, des Wissens nicht nötig zu haben, ihr faulen, unnützen Buben, ich sage euch, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch Fleiß wieder gut macht!

9. Die fleißigen Schüler.

Graf Pocci.

Wir sind noch jung und sind noch klein,
drum wollen wir recht lernen
und fleißig wie die Bienen sein
und stille gleich den Sternen.

Es leuchtet ja die ganze Nacht
ihr klarer, stiller Schimmer;
wir geben drum gleich ihnen acht,
sind still und folgsam immer.

Die Fischlein machen's anders nicht,
die sind auch immer munter
und schwimmen, wenn der Tag anbricht,
im Bächlein auf und unter.

Wir thun es auch den Vögeln nach,
die singen auf den Bäumen:
Ihr Kinder, seht, schon ist es Tag,
drum ist's nicht Zeit, zu träumen. —

Wir lernen drum mit frohem Mut
und wollen niemals säumen;
denn doppelt schmeckt die Ruhe gut,
wenn wir nicht wachend träumen.

10. Tafel, Griffel und Schwamm.

Ernst Lausch.

Die Schiefertafel, der Griffel und der Schwamm zankten einmal mit einander und stritten sich, wer von ihnen am nützlichsten wäre. Die Tafel verachtete die andern und sagte: Ihr seid unnütze Dinge gegen mich. Mich hat der kleine Hans auch viel lieber als euch beide.

Das ist nicht wahr! sagten der Schwamm und der Griffel. Das ist wohl wahr! antwortete die Schiefertafel. Ihr könnt das schon daran sehen: mich hat der kleine Hans noch nie vergessen, wenn er in die Schule geht. Dich aber, Griffel, hat er schon sehr oft vergessen, und einen Schwamm hat er oft viele Wochen nicht gehabt.

Das ist wohl richtig! sagte der Griffel. Aber wenn mich Hänschen vergessen hatte, so kam er auch mit rot geweinten Augen aus der Schule. Da hatte ihn der Lehrer ausgezankt. Hänschen hat mir's wohl erzählt. Auch hat er mich am andern Tage allemal mitgenommen. Und wenn ich nicht dabei bin, dann kannst du, stolze Schiefertafel, keinem Menschen etwas helfen. Ohne mich kann niemand auf dir schreiben.

Ihr thut, als ob ihr viel besser wäret als ich, sagte der Schwamm, und doch bin ich viel wichtiger als ihr alle beide; denn wenn die ganze Tafel mit dem Griffel voll geschrieben ist, womit sollte sie abgewischt werden?

O, mit dem Rockärmel! sagte die Tafel.

Das wäre schön! antwortete der Schwamm. Hast du nicht gehört, wie die Mutter neulich schalt, als dich der kleine Hans mit dem Rockärmel abwischte?

So ging der Streit fort und hätte gewiß noch länger gedauert, wenn nicht Hänschen dazu gekommen wäre. Hänschen aber sagte: Ihr dummen Dinger seid mir eins so viel wert als das andere. Ihr müßt mir alle drei dienen.

11. Die kleinen Müßiggänger.

Louis Münckel.

Drei Kinder sollten in die Schule gehen. Aber sie thaten sich zusammen und sprachen: Laßt uns in den Wald ziehen! Da wollen wir mit den Tierlein spielen.

Im Walde luden sie zuerst die Käfer zum Spiele ein. Diese aber summten und brummten um die Köpfe der Kinder. Einer sprach: Habe keine Zeit, muß Holz sägen. Der andere sagte: Ich muß erst eine Höhle graben. Noch andere riefen: Wir müssen uns ein Hüttlein aus Gras bauen; denn unser altes ist entzwei.

Nun kamen die Kinder an einen Ameisenhaufen. Hier lief eine Menge von Ameisen aus und ein. Jedes der kleinen Tiere hatte etwas zu arbeiten. Und wenn es einem zu schwer ward, sprach's zum andern: Komm, hilf mir!

Die Kinder schlichen vorbei und fanden Bienlein auf den Blumen. Die Bienlein waren so eilig und mochten gar nicht zu den Kindern aufsehen. Sie sammelten Honig und Blütenstaub und flogen dann flink davon.

Nun hörten die Kinder einen lustigen Vogel singen. Das war der Fink. Die Kinder riefen: Du kannst so schön singen und hast auch gewiß Lust, mit uns zu spielen. Allein der Fink sprach: Pink, pink! Flink, flink! Ich muß Mücken für meine Jungen fangen und dann die Kleinen in den Schlaf singen. Und fort war er.

Bald darauf hörten die Kinder ein Bächlein plätschern, und nun riefen sie fröhlich: O, mit dem Bächlein wollen wir spielen! Kommt, kommt! Sie liefen geschwind hin. Aber das Bächlein sagte: Ei, ihr faulen Kinder! Meint ihr, ich hätte nichts zu thun? Ich muß Tag und Nacht arbeiten. Ich netze Felder und Wiesen und tränke die durstigen Tiere. Wenn ich groß und stark bin, dann treibe ich Mühlen und trage Schiffe. Ei, geht, ihr faulen Kinder, sonst sollt ihr nimmer nach Hause kommen!

Da wurde den Kindern gar ängstlich zu Mute. Sie gingen beschämt weg, und der Kuckuck lachte sie noch tüchtig aus.

12. Sprüche.



1. Mit Gott fang an,
mit Gott hör auf!
Das ist der schönste Lebenslauf.
2. Die kleinen Sprüche merke fein;
ein jeder ist ein Edelstein.
3. Gute Sprüche, weise Lehren
muß man üben, nicht bloß hören.
4. Bin ich gleich noch jung und klein,
fleißig kann ich doch schon sein.

5. Lust und Lieb' zu einem Ding'
macht dir alle Müh' gering.

6. Fang deine Arbeit munter an,
dann ist sie auch schon halb gethan.

7. Aus nichts wird nichts, — das merke wohl,
wenn etwas aus dir werden soll.

8. Ordnung halt in allen Dingen,
dann wird alles wohl gelingen.

13. Man soll schon frühzeitig lernen.

Wilhelm Hey.

Knabe und Hündchen.

Kn. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
ordentlich gerade sitzen lern!



H. Ach, soll ich schon lernen und bin so klein?
O, laß es noch ein Weilchen sein!

Kn. Nein, Hündchen, es geht am besten früh;
denn später macht es dir große Müh'.

Das Hündchen lernte; bald war's geschehn,
da konnt' es schon sitzen und aufrecht gehn,
getrost in das tiefste Wasser springen
und schnell das Verlorne wiederbringen.

Das Kind hatte seine Lust daran,
lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

14. Der Faule.

Robert Reinick.

1. Heute in die Schule gehen,
da so schönes Wetter ist?
Nein, wozu denn immer lernen,
was man später doch vergißt!

2. Doch die Zeit wird lang mir werden,
und wie bring' ich sie herum?
Spitz, komm her! Dich will ich lehren;
Hund, du bist mir viel zu dumm!

3. Andre Hund' in deinem Alter
können dienen, Schildwach' steh'n,
können tanzen, apportieren,
auf Befehl ins Wasser geh'n.

4. Ja, du denkst, es geht so weiter,
wie du's sonst getrieben hast.
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! Komm her, und aufgepaßt!

5. So! Nun stell dich in die Ecke! —
Hoch! — Den Kopf zu mir gericht't!
Pfötchen geben! — So! Noch einmal!
Sonst gibt's Schläge! — Willst du nicht?

6. Was, du knurrst? Du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nichts lernt, verdienet Strafe.
Kennst du diese Regel nicht?

7. Horch! — Wer kommt? — Es ist der Vater.
Streng ruft er dem Knaben zu:
Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich — und was verdienst denn du?

15. Erst die Arbeit, dann das Spiel.

Robert Reinick.

Gar emsig bei den Büchern ein Knabe sitzt im Kämmerlein. Da lacht herein durchs Fenster der lust'ge, blanke Sonnenschein und spricht: Lieb Kind, du sitzest hier? Komm doch heraus und spiel mit mir! Den Knaben stört es nicht; zum Sonnenschein er spricht: **Erst laß mich fertig sein!**

Der Knabe schreibet weiter. Da kommt ein lustig Vögelein; das picket an die Scheiben und schaut so schlau zu ihm herein. Es ruft: Komm mit! Der Wald ist grün, der Himmel blau; die Blumen blühn! Den Knaben stört es nicht; zum Vogel kurz er spricht: **Erst laß mich fertig sein!**

Der Knabe schreibt und schreibet. Da guckt der Apfelbaum herein; der rauscht mit seinen Blättern und spricht: Wer wird so fleißig sein? Schau meine Äpfel! Diese Nacht hab' ich für dich sie reif gemacht! Den Knaben stört es nicht; zum Apfelbaum er spricht: **Erst laß mich fertig sein!**

Da endlich ist er fertig. Schnell packt er seine Bücher ein und läuft hinaus zum Garten. Juchhe, wie lacht der Sonnenschein! Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu; der Vogel singt und nickt ihm zu. Der Knabe springt vor Lust und jauchzt aus voller Brust: **Jetzt kann ich lustig sein.**

16. Die höflichen Schulkinder.

Giesemanns Lesebuch.

In einem Dorfe kamen die Kinder aus der Schule. Unterwegs begegnete ihnen ein fremder Herr. Die Kinder gingen langsam an ihm vorbei, grüßten ihn freundlich, und die Knaben zogen ihre Mützen ab. Dieses gefiel dem Herrn so wohl, daß er sich mit ihnen in ein Gespräch einließ. Da fand er, sie seien nicht nur höflich, sondern auch gut unterrichtet. Er freute sich außerordentlich, in einem Dorfe solche verständige und artige Kinder zu finden.

Darauf bat der Herr, einer von den Knaben möchte ihm den Weg zur nächsten Stadt zeigen. Alle waren sogleich bereit, den Wunsch des Herrn zu erfüllen; einer aber, welcher der größte war, sagte zu den übrigen: Ich will allein den Herrn begleiten; bleibt ihr indes hier; ich werde bald wieder bei euch sein. Er ging also mit dem Fremden und wies ihm mit Bescheidenheit den Weg. Nun wollte ihm der Herr eine kleine Belohnung geben; allein der Knabe sagte: Nein, ich nehme nichts; es wäre eine Schande, sich eine Gefälligkeit bezahlen zu lassen. Leben Sie wohl; ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise! — Dann kehrte er geschwind zu seinen Mitschülern zurück.

Wohin aber der Herr kam, rühmte er die guten und höflichen Kinder des glücklichen Dorfes.

17. Die Schul' ist aus.

Theodor Reinhart.

Die Schul' ist aus!
Wie drängt sich's hinaus!
Wie dreh'n sich die Köpfchen,
wie wehen die Zöpfchen,
wie geht's an ein Springen, ein Tanzen
mit Büchertaschen und Ranzen!

Nur eine steht mit bleichem Gesicht.
Ach Gott! Sie kann springen und tanzen nicht.
Sie lehnt an der Wand mit dem Rücken,
die Arme gestützt auf Krücken.
Die Sonne scheint in milder Pracht;
das Völkchen im Schulhof tobt und lacht:
Die Schul' ist aus, die Schul' ist aus!
Die kleine Liese hinkt nach Haus.
Doch war mir, als sähe ich schreiten
zwei Engel ihr zur Seiten.

18. Das betende Kind.

Christoph von Schmid.

1.

Therese, eine arme Witwe, sprach eines Morgens zu ihren fünf kleinen Kindern: Meine lieben Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brot, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn er ist ja reich und mächtig und sagt ja

selbst: Rufet mich an in der Not, und ich werde euch erretten.

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbei, ging hinein und kniete vor dem Altare nieder. Da er niemand in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: Lieber Vater im Himmel! Wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brot und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gib uns doch etwas zu essen, damit wir samt unserer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist reich und mächtig und kannst uns leicht helfen.

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brot, eine Schüssel voll Mehl und ein Körblein voll Eier. Nun Gott sei Dank! rief er freudig; Gott hat mein Gebet erhört. Mutter, hat ein Engelein dieses alles zum Fenster hereingebracht?

Nein, sagte die Mutter; aber Gott hat dein Gebet erhört. Als du am Altare betetest, kniete eine reiche Frau in einem vergitterten Kirchenstuhle. Du konntest sie nicht sehen; aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deshalb hat sie uns dies alles geschickt. Sie war der Engel, durch den uns Gott geholfen hat. Nun, Kinder, so danket denn alle

Gott; seid fröhlich und vergeßt in eurem Leben niemals den schönen Spruch:

Vertrau auf Gott und laß ihn walten;
er wird dich wunderbar erhalten.

2.

Aus dem Himmel ferne, wo die Englein sind,
sieht doch Gott so gerne her auf jedes Kind;
höret seine Bitte treu bei Tag und Nacht,
nimmt's bei jedem Schritte väterlich in acht;
gibt mit Vaterhänden ihm sein täglich Brot,
hilft an allen Enden ihm aus Angst und Not.
Sagt's den Kindern allen, daß ein Vater ist,
dem sie wohlgefallen, der sie nie vergißt. Wilhelm Hey.

19. Der ehrliche Knabe.

Thomas Scherr.

Arnold fand auf der Straße ein Messer. Er besah dasselbe und freute sich darüber; denn das Messer hatte zwei Klingen und ein schönes Heft. Er ging beiseits und schnitt sich eine Rute aus der Hecke. Da kam ein Mann, der sah den Knaben nicht; er blickte auf den Boden, als ob er etwas suche. Der Knabe aber sah den Mann und dachte: Der hat wohl das Messer verloren. — Und er ging zum Manne und fragte, was er suche. Ein Messer mit zwei Klingen in einem weißen Heft, sprach der Mann. Da griff Arnold in die Tasche und gab dem Manne das Messer, das er gefunden hatte. Er dachte daran, daß wir niemals etwas nehmen oder behalten dürfen, was andern gehört.

20. Denkreime und Sprichwörter.

1.

1. Geht's zum Lernen, frisch daran!
Fleiß und Kunst liebt jedermann.

2. Arbeit macht uns frohe Tage,
Müßiggang wird bald zur Plage.

3. Täglich weiser, besser werden,
das ist unser Ziel auf Erden.

4. Artig, fleißig, folgsam, rein
müssen gute Kinder sein.

5. Jung gewohnt, alt gethan;
fang das Gute wacker an!

6. Was man gerne thut, geht nochmal so gut.

2.

1. Lerne was, so kannst du was.
2. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
3. Wer viel anfängt, endet wenig.
4. Wer den Kern will, muß die Nuß knacken.
5. Wie die Arbeit, so der Lohn.
6. Aller Anfang ist schwer.
7. Übung macht den Meister.
8. Eile mit Weile!
9. Voller Bauch lernt nicht gern.
10. Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen!
11. Junge Faulenzer, alte Bettler.
12. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

21. Kindergebete.

1. Vor der Schule.

Im Namen Gottes fang' ich an;
mir helfe Gott, der helfen kann;
so Gott mir hilft, wird alles leicht;
wo Gott nicht hilft, wird nichts erreicht.
Drum ist das Beste, was ich kann:
Im Namen Gottes fang' ich an. Lange.

2. Nach der Schule.

Du lieber Gott, ich bitte dich,
ein gutes Kind laß werden mich!
Und laß mich immer folgsam sein,
auf daß sich meine Eltern freu'n. Johann Staub.

3. Am Morgen.

Vom Schlaf bin ich gesund erwacht;
dir, lieber Gott, sei Dank gebracht!
Nimm mich auch heut in deine Hut
und mache mich recht fromm und gut,
daß ich, o Gott, den ganzen Tag
dein liebes Kindlein bleiben mag. Amen.

Christian Dieffenbach.

4. Am Abend.

Guter Vater im Himmel du,
meine Augen fallen zu;
will mich in mein Bettchen legen;
gib nun du mir deinen Segen!
Lieber Gott, das bitt' ich dich,
bleib bei mir, hab acht auf mich! Wilhelm Hey.

5. Tischgebet.

a.

O Vater, kindlich beten wir
um unser täglich Brot zu dir.
Gib's deinen Kindern, die du liebst,
und segne, was du huldreich gibst!

b.

Gott, der du alle Menschen liebst
und jedem seine Speise gibst,
wir sagen dir für Speis' und Trank
von ganzem Herzen Lob und Dank!

c.

Gott, dessen Güte ewig währet,
du gibst uns liebreich, was uns nähret;
laß deine Gaben uns gedeih'n,
laß dankbar uns und mäßig sein!

Harnisch.

6. Gebet für die Eltern.

Die Eltern auch befehl' ich dir;
behüte, lieber Gott, sie mir.
Vergilt, o Herr, weil ich nicht kann,
das Gute, was sie mir gethan.

7. Das heiligste Vorbild.

Jesu, deine erste Jugend,
war voll Anmut und voll Tugend.
Wie an Jahren nahmest du
an Verstand und Weisheit zu.
Jesu, dies sei mein Bestreben,
auch so fromm wie du zu leben.
Bestes Kind, du sollst allein
meiner Jugend Vorbild sein.

Franz Schmidt.

Das Haus und die Familie.

22. Das Haus.

Nach Verschiedenen.

Unser Nachbar ließ ein neues Haus bauen. Dabei habe ich oft zugesehen. Zuerst sprach er viel mit dem Baumeister. Dieser entwarf einen Plan.

Nun wurden Steine, Kalk, Sand und Holz herbeigefahren. Die Arbeiter gruben den Grund. Die Grundmauern wurden aus harten Steinen aufgeführt. Für das übrige Mauerwerk verwendete man Ziegelsteine.

Bald war der Keller eingewölbt. Die Mauern wuchsen in die Höhe, so daß man schon die Öffnungen der Thüren und Fenster zählen konnte. Nun wurde ein Gerüste aufgeschlagen. Die Maurer waren fleißig mit Hammer, Kelle, Bleilot und Setzwage. Die Lehrlinge mußten oft nach der Mörtelgrube laufen, und zwei Handlanger trugen beständig Steine herzu.

Inzwischen hatten die Zimmerleute auf ihrem Werkplatze im Garten des Nachbars emsig gearbeitet. Da lag eine Menge behauener Balken, und diese wurden nun zum Hausbau geschafft. Die Zimmerleute zogen die Dräme für die Zimmerböden und setzten zuletzt den Dachstuhl auf.

Als das Haus gedeckt war, wurde auf den First ein grüner Baum gesteckt, der mit Goldpapier und bunten Bändern geziert war. Das gab ein Fest für alle, die beim Bau des Hauses beschäftigt waren.

Der Palier stieg auf die Spitze des Daches und rief laut den Segensspruch:

Gott schirm' und erhalte dieses Haus
in Sturm und Wetter und Feuersgefahren;
und all', die da gehen ein und aus,
die woll' er an Leib und Seele bewahren!
Wir haben auf festen Grund gebaut;
denn Gott, dem Herrn, haben wir vertraut.

Als das Haus von außen fertig war, legte der Tischler die Zimmerböden und machte die Thüren und Fensterstöcke; der Glaser setzte die Fensterscheiben ein; der Schlosser verfertigte die Schlösser, und der Hafner setzte den Herd und die Öfen. Das kostete viel Geld.

Über die Thüre seines neuen Hauses ließ der Nachbar den Spruch schreiben:

Ohn' Gottes Gunst all' Bau'n umsunst.

23. Der Wind und das Haus.

Wilhelm Curtman.

Die Kinder hatten lange im Freien gespielt. Da kam der Herr Wind daher gebraust und jagte das kleine Volk auseinander. Wie gut war es da, daß jedes Kind ein Plätzchen wußte, wohin der Wind nicht kommen konnte! Nun stürme, du luftiger Geselle! Wir sitzen im Stübchen daheim bei Vater und Mutter, schauen durch die Fensterscheiben und sehen deinem tollen Treiben auf der Gasse zu. Rüttle nur wacker an Thür und Fenster! Die bleiben solchen

Gästen verschlossen; und daß du nicht mit Gewalt öffnest, dafür haben Schreiner und Schlosser schon gesorgt.

Als nun der Herr Wind merkte, daß er da drinnen in Stuben und Kammern mit Tischen und Stühlen sein Wesen nicht treiben konnte, so fuhr er hinauf auf das Dach, riß die Wetterfahne hin und her, polterte zwischen den Dachziegeln herum, sah durch die Dachfenster auf den Speicher und schnob dann im Schornsteine auf und nieder. Das war eine prächtige Musik. Wäre der Schornstein nicht so lang gewesen, so hätte der Herr Wind gern der Küche einen Besuch gemacht. Was gäbe es da alles zum Zerbrechen! Schüsseln und Teller, Töpfe und Näpfe, Kannen und Tassen! Und was für schöne Musik hätten die Kessel und Pfannen, die Deckel und Trichter gemacht!

Nirgends konnte der Herr Wind dem starken Hause etwas anthun. In den Keller mochte er nicht hinein; denn als er zum Kellerloch hineinschaute, da sah es gar finster drinnen aus. Große Tonnen und Fässer standen in einer Ecke, und in einer andern lagen Haufen von Kartoffeln und Rüben. Damit spielt es sich schlecht. Weit besser gefiel es ihm auf dem Hofe. Da tanzte er mit den Strohhälmchen herum, fuhr durch das offene Thor in die Scheune hinein, blies durch das Gebälk und die Sparren im Dache und besuchte die Sperlinge in ihren Nestern.

Aber in die Ställe konnte er nicht hinein. In dem einen Stalle standen die schmucken Rößlein, Schimmel und Rappen, Fuchsen und Braune, fraßen den gelben Haber und das Heu aus hölzernen Krippen. In dem andern lagen auf frischem Stroh wohlgenährte Kühe und wiederkäuten träge. Nebenan befanden sich die fetten Schweine. Dann kam ein großer Stall voll schöner, weißer Schäfchen, die eben erst von der Weide gekommen waren und sich nun ebenso wenig um den Wind bekümmerten als die andern Tiere. Da hat sich der Wind geärgert und ist nach Hause geflogen. Wo aber sein Haus steht, weiß ich nicht; es muß ein gar luftiges Häuslein sein.

24. Der Baumeister mit dem Baukasten.

Hoffmann von Fallersleben.

1. Kommt herbei und sehet an,
was ich alles bauen kann!
Ohne Winkelmaß und Kelle
bau' ich Häuser, Scheunen, Ställe,
Türme, Schlösser, groß und klein,
brauche weder Kalk noch Stein.

2. Kommt herbei und sehet an,
was ich alles bauen kann!
Und an jeglichem Gebäude
hab' ich meine große Freude.
Doch wenn meine Freud' ist aus,
reiß' ich nieder jedes Haus.

3. Kommt herbei und sehet an,
was ich alles bauen kann!



Und so reiß' ich immer nieder,
und so bau' ich immer wieder;
bin zum Bauen gern bereit,
denn es kostet nichts als Zeit.

25. Sprüche und Inschriften an Häusern.

Badisches Lesebuch.

Unsere Väter hatten die schöne Sitte, den Giebel des Hauses oder dessen Eingang mit einem frommen Spruche zu schmücken.

Noch heute findet man in vielen Gegenden, besonders im Gebirge, solche Inschriften an den Häusern, und gerne steht der Wanderer stille, um sie zu lesen und zu merken.

Solche Sprüche sind die folgenden:

1. Das Haus ist mein und doch nicht mein;
dem nach mir wird es auch nicht sein.

2. Wir sind allhier nur Gäste
und bau'n uns doch so feste;
doch wo wir sollen ewig sein,
da richten wir uns wenig ein.

3. Mein Haus geb' ich in Gottes Hut;
bewahr es, Herr, vor Schaden gut,
und wer da gehet aus und ein,
mög dir, o Gott, befohlen sein.

4. Trink und iß — Gott nicht vergiß!

5. Befiehl Gott alle deine Sachen;
was gilt's, er wird's gewiß wohl machen!

6. Wer keine Sorg' und Leiden hat,
der lösche diesen Reim hier ab.

7. Wer sonst nichts kann und weiß,
als and're Leute schmähen,
ein solches Lästermaul
soll in mein Haus nicht gehen.

8. Wer's ehrlich meint, der trete ein;
er soll mir recht willkommen sein.

9. Klein, aber mein.

26. Das Fünkchen.

Wilhelm Curtman.

Das Kind hatte mit dem Fünkchen gespielt, obgleich seine Mutter es ihm oft verboten hatte. Da war das Fünkchen fortgeflogen und hatte sich ins Stroh versteckt. Aber das Stroh fing an zu brennen, und es entstand eine Flamme, ehe das Kind daran dachte. Da wurde ihm bange, und es lief fort, ohne jemand etwas von der Flamme zu sagen. Und da niemand Wasser darauf schüttete, ging die Flamme nicht aus, sondern breitete sich im ganzen Hause aus. Als sie an die Fenstervorhänge kam, wurde sie noch größer, und die Betten, in welchen Eltern und Kinder nachts schliefen, brannten hell auf. Die Tische und die Stühle, die Schränke und alles, was der Vater und die Mutter hatten, wurde vom Feuer erfaßt, und die Flamme wurde so hoch wie der Kirchturm. Feuer! Feuer! schrien die Leute. Die Sturmglocke läutete, die Feuerspritzen rasselten daher; es war fürchterlich zu hören, und die Flamme war schrecklich zu sehen. Nun fing man an zu löschen mit Wasser, das man in das Feuer schüttete und spritzte; aber es half nichts mehr. In kurzer Zeit lag das freundliche Wohnhaus in Schutt und Asche. Da hatten nun die Eltern des Kindes kein Haus mehr und kein Plätzchen, wo

sie wohnen und wo sie schlafen konnten, und auch kein Geld, um sich ein neues Haus und neue Betten, Tische und Stühle zu kaufen. Ach, wie weinten da die Eltern! Das ungehorsame Kind, das mit dem Fünkchen gespielt hatte, war schuld an dem Unglücke.

27. Kriegsrüstung.

Friedrich Güll.

Die Mutter und die Magd sind fort, und wir sind jetzt die Herren. Geschwind nun her den Schlüssel dort, der muß die Küche sperren. Am Schüsselbrett, am Schrank, am Herd, da hängen rings die Waffen. Die Küche muß uns Büchs' und Schwert und Pfeif' und Pauke schaffen. Der Bratspieß da ist dein Gewehr und deins die Ofengabel. Du hängst die Feuerzange her an deinen Gurt als Sabel. Und wie gegossen auf den Kopf, von Eisen blank wie Spiegel, sitzt dir als Tschako dieser



Topf und dir als Helm der Tiegel. Gießkanne hier und Trichter dort sind Waldhorn und Trompete. Nimmst du das Blasrohr mit dir fort, ist's eine Klarinette. Den Wasserkübel kannst du hier als große Trommel schlagen, und diesen Koffer fahren wir hintnach als Pulverwagen.

Noch einen Schnurrbart groß und kraus mach' ich euch mit der Kohle, und kriegerisch sieht nun jeder aus vom Wirbel

bis zur Sohle. Jetzt aber stellt euch in das Glied, ihr wackeren Soldaten! Nun vorwärts, marsch! und blast das Lied „vom guten Kameraden“! Und wenn es blitzt und kracht im Feld, nur kühn dem Feind entgegen! Hurrah! hurrah! Es stürmt der Held die Schanz' im Kugelregen, und wer nicht wird geschossen tot, kann fröhlich heim marschieren und fröhlich auch sein Butterbrot heut abends schnabulieren.

28. Eltern und Kinder.

1.

Zwei Eltern hat ein Menschenkind
und einen Gott, nicht mehr;
und wenn gestorben beide sind,
am Leben ist noch er.

Friedrich Rückert.

2.

Ich hab' doch nichts so lieb, so lieb
wie dich, mein Mütterlein,
es müßte denn der liebe Gott
im Himmel droben sein.

Den lieb' ich, weil er dich mir gab
und weil er mir erhält
das allerbeste Mütterlein
auf weiter, weiter Welt.

Julius Sturm.

3.

Glückwunsch für Vater und Mutter.

a. Lieber Vater, ich bringe dir
meinen schönsten Glückwunsch hier.
Will dich immer herzlich lieben;
hab' dies Verschen selbst geschrieben.
Möchte es dich doch erfreu'n!
Künftig Jahr soll's besser sein.

b. Lieb Mütterchen, viel Glück
zu diesem lieben Tage!
Er komm' uns ohne Plage
noch oft und froh zurück!
Sie dachten all' sich aus
Geschenke zu dem Feste;
für mich ist wohl das Beste
ein Verschen und ein Strauß. Fouqué.

4.

Dem Großvater zum neuen Jahre.

Weil heut das neue Jahr anbricht,
komm' ich beim frühen Morgenlicht,
Großvater, in dein liebes Haus
und bring' dir diesen Blumenstrauß.
Dabei ist mir das Herz so voll;
ich weiß kaum, was ich sagen soll.
Doch weiß es Gott und schickt für mich
ein Engelein, das segne dich
und schenk des Lebens höchstes Gut,
Gesundheit, dir und heitern Mut.
Und daß auch ich ein Kleines thu',
so bring ich dir mein Herz dazu. Friedrich Güll.

5.

Bruder und Schwester.

Du liebes, gutes Schwesterlein,
wir wollen immer recht artig sein;
haben dann Vater und Mutter beide
an den Kindern ihre Freude;
sieht's auch droben im Himmel fern
Gott der Vater und hat es gern,
spricht: So mag ich die Kinder sehen,
denen soll nie ein Leid geschehen.
Und all die Englein um ihn her,
die hören es auch und freuen sich sehr. Wilhelm Hey.

6.

Sprüche.

1. Wer seine Eltern liebt und ehrt,
ist Gott und Menschen lieb und wert.

2. Dem Kind, das seine Eltern ehrt,
wird Glück und Heil von Gott beschert.

3. Wer die Eltern ehrt, den ehrt Gott wieder.

4. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser;
der Mutter Fluch reißt sie nieder.

5. Wer an den Eltern sich vergreift,
dem wächst die Hand aus dem Grabe.

6. Wer den Vater nicht hört, der fällt dem Henker
in die Hände.

29. Du sollst Vater und Mutter ehren!

A. Engelien.

Eine arme Bauerswitwe hatte sich und ihren Sohn durch Spinnen ernährt und es sich sauer werden lassen, bis er erzogen war. Dieser Sohn kam in der Welt sehr hoch hinauf und wurde ein vornehmer Mann.

Einst gab er ein Gastmahl. Als die Gäste sich versammelten, wurden sie zwei Dinge gewahr, über welche sie sich verwunderten. Unter einem prächtigen Spiegel hing ein ganz geringer Knotenstock. Sodann stand ganz oben an der Tafel ein alter Stuhl mit hoher Lehne und neuem Überzug. Man fragte den Herrn des Hauses, was das bedeute. Er antwortete: Ich hatte nichts, als ich aus dem

Hause meiner lieben Mutter ging, als jenen Knotenstock. Der Stuhl aber ist meiner lieben Mutter Spinnstuhl gewesen, an welchem sie so viel gearbeitet hat, daß ich auf der Schule leben konnte.

Als nun die Gäste alle beisammen waren, bat er dieselben, daß er noch einen fehlenden Gast holen dürfe. Sieh', da kommt er schon zurück. An seinem Arme führt er ein gebücktes, altes Mütterchen in Bauerntracht; er setzt es auf den alten Stuhl oben an die Speisetafel.

Es war seine Mutter, die er so vor seinen Gästen ehrte.

30. Das Thränenkrüglein.

Ludwig Bechstein.

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und konnte ohne dasselbe nicht leben und sein. Aber da sandte der Herr eine schwere Krankheit; die wütete unter den Kleinen und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde; aber es starb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger Schmerz. Sie aß nicht und trank nicht und weinte wieder drei Tage und drei Nächte lang ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde.

Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht an der Stelle saß, wo ihr Liebling gestorben war, fielen ihr die Augen zu. Im Traume erschien ihr das gestorbene Kind. Es war ein seliges Engelein geworden und lächelte süß wie die Unschuld und schön wie Verklärung. Es trug aber in seinem Händchen ein Krüglein, das war schier übervoll.

Und das Kind sprach: O liebes Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in diesem Krüglein sind deine Thränen, die du um mich vergossen hast. Der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch eine Thräne um mich weinst, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o liebes Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind; denn es ist wohl aufgehoben, ist glücklich, und Engel sind seine Gespielen.

Damit verschwand das tote Kind, und die Mutter weinte hinfort keine Thräne mehr, um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu stören.

31. Die Suppe.

Christoph von Schmid.

Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzen; ich kann sie nicht essen! sagte die kleine Gertrud und legte den Löffel weg.

Nun wohl, sagte die Mutter, ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen.

Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln.

Nachdem beide nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser. Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: Es ist eben die Suppe, die du heute Mittag stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast.

Wer seine Arbeit fleißig thut,
dem schmecket jede Suppe gut.

32. Ach, die gute Mutter ist krank!

Ägidius Jais.

Eine Mutter war krank und litt große Schmerzen. Alle Kinder im Hause waren traurig und niedergeschlagen. Die größeren knieten oft zusammen nieder und beteten, daß Gott die Mutter wieder möchte gesund werden lassen.

Das kleinste Kind stand fast den ganzen Tag bei dem Bette der Mutter und fragte beständig, wann sie wieder gesund werden und aufstehen werde.

Auch fragte einst das Kind, da es bei dem Krankenbette ein Glas stehen sah: Mutter, was ist dies? Die Mutter antwortete: Kind, dies ist etwas gar Bitteres; ich muß es aber doch trinken, daß ich wieder gesund werde. Mutter! sagte das gute Kind, wenn es so bitter ist, will ich's für dich trinken, daß du wieder gesund werdest.

Und die kranke Mutter hatte bei allen ihren Schmerzen Trost und Linderung, da sie sah, daß sie von ihren Kindern geliebt wurde.

33. Mutterliebe.

Hermann Kletke.

Von des Lebens erstem Morgen
hast du, Mutter, mich gepflegt
und mit mütterlichen Sorgen
mich ernähret und gehegt.

O, mit welcher Muttertreue
drücktest du mich an die Brust,
sorgtest täglich wohl aufs neue
für des Kindes Freud' und Lust!

Saßest sorgend an der Wiege,
daß mich ja kein Unglück traf,
daß nicht Mücke und nicht Fliege
störe meinen süßen Schlaf.

Wenn vor Schmerz das Kindlein weinte,
hast du wohl die ganze Nacht
an dem kleinen Wiegenbettchen
schwer besorgt bei mir gewacht.

Habe Dank für deine Liebe,
gute Mutter, habe Dank!
Und ich will mit treuem Herzen
lieben dich mein Leben lang!

34. Der gute Bruder.

Thomas Scherr.

Wilhelm stand vor der Gartenthüre des Nachbars. Dieser nahm eben Früchte von den Bäumen. Er rief dem Knaben und schenkte ihm zwei rötliche, weiche Pfirsiche. Wilhelm wollte schon einen anbeißen; aber er legte beide in sein Hütlein und lief eilends heim. Zu Hause hatte er zwei kleine Geschwister, die waren krank. Wilhelm fragte zuerst die Mutter, ob die Kranken auch Pfirsiche essen dürfen, und die Mutter bejahte es. Da ging er leise zu ihren Betten und bot jedem einen Pfirsich.

Sie nahmen die Früchte mit den magern Händen und aßen sie mit Lust. Wilhelm saß an dem Bette; er war sehr vergnügt, als er seine Geschwister die Pfirsiche aufzehren sah. Wilhelm liebte Schwester und Bruder. Wir sollen Liebe für unsere Geschwister haben.

35. Zwei recht liebenswürdige Geschwister.

Ägidius Jais.

Ein Vater wollte seinen zwei Kindern, welche ihm durch Fleiß und Gehorsam viele Freude machten,

einmal auch ein Vergnügen bereiten. Kinder, sagte er an einem schönen Morgen, heute will ich mit euch zu unserm Vetter gehen; da könnt ihr euch im Garten bei seinen braven Kindern nach Herzenslust ergötzen. Ich will nur einen andern Rock anziehen; ich komme gleich wieder.

Sein kleiner Sohn war darüber voll Freude, hüpfte lustig in der Stube herum und stieß aus Versehen einen Krug vom Tische herab. Elisabeth, seine Schwester, eilte herzu und wollte die Scherben aufheben; da kam der Vater herein. Nun, Elisabeth, was hast du angefangen? fragte er etwas unwillig. O lieber Vater, sagte Elisabeth ganz erschrocken, sei doch nicht bös! — Bös bin ich nicht, antwortete der Vater; aber da auch in einem andern Hause die Krüge nicht vor dir sicher sein würden, so kann ich dich heute nicht mitnehmen.

Ich will gerne zu Hause bleiben, sagte das gute Kind, wenn der Vater nur nicht böse ist. Da konnte sich der Bruder nicht länger halten; er trat mit weinenden Augen vor den Vater hin und sagte: Ich, nicht die Schwester, ich habe den Krug zerbrochen; ich muß zu Hause bleiben.

Der Vater war voll Freude über das gute Herz seiner Kinder und sprach: Ihr seid beide meine lieben Kinder; ihr sollt beide mit mir gehen! Jetzt war die Freude der Kinder noch größer.

Geschwister sollen, groß und klein,
stets unter sich recht liebreich sein.

36. Die fromme Schwester.

Christoph von Schmid.

Jakob. Anna! Wir sind heute allein zu Hause; komm, wir wollen uns etwas Gutes suchen und es uns recht wohl schmecken lassen!

Anna. Wenn du, lieber Bruder, mich an einen Ort führen kannst, wo uns niemand sieht, so gehe ich mit dir.



Jakob. Nun, so komm mit mir in das Milchkämmerlein; dort wollen wir süße Milch trinken.

Anna. Da sieht uns der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet.

Jakob. So komm mit mir in die Küche; in dem Schrank dort steht ein Topf voll Honig; in diesen wollen wir unser Brot tauchen.

Anna. Dort kann die Nachbarin hereinsehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt.

Jakob. So wollen wir unten im Keller Äpfel essen. Dort ist es so finster, daß uns niemand sieht.

Anna. O lieber Jakob! Meinst du wirklich, daß uns dort niemand sieht? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das auch durch die Mauern dringt und ins Dunkel sieht?

Jakob. Du hast recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo kein Mensch uns sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun.

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild. Das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten stand der Vers:

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Gott überall zugegen ist.

37. Gott ist überall.

Gustav Friedrich Dinter.

Gott ist, wo die Sonne glüht;
Gott ist, wo das Veilchen blüht,
ist, wo jener Vogel schlägt,
ist, wo dieser Wurm sich regt.
Ist kein Freund, kein Mensch bei dir,
fürchte nichts, dein Gott ist hier!

38. Der Schutzengel.

Joseph Hecher.

Der liebe Gott sah einmal vom Himmel herab in das Erdenthal. Da nahm er unter seinen Kindern viel Not und großen Jammer wahr. Das eine fiel in den reißenden Bach; das andere stürzte in einen tiefen Abgrund; das dritte aß eine giftige Frucht, und das vierte drohte in Feuerflammen umzukommen. Ach, so viele Gefahren gab es in der Welt für die armen Kindlein! Noch etwas sah der liebe Himmelvater. Er nahm auch wahr, wie das Böse die

Herzen der Kleinen schon zu verderben suchte. Das kümmerte den Vater im Himmel, und schnell rief er seine Engelein herbei und sagte zu ihnen: Kommet und eilet hinab auf die Erde! Jedes von euch soll



bei einem Kinde sein und es unsichtbar begleiten, behüten und beschützen. Laßt mir keines ertrinken und erstürzen; laßt keines fallen und ein Beinchen brechen; wehrt ihnen die giftigen Beeren, und bewahret mir ihr junges Leben! Wenn aber das Böse ihnen einfallen will, dann sprechet leise den lieben Kleinen in das Herz hinein und mahnet und warnet sie, daß sie brave, gehorsame und fromme Kinder bleiben! Nur gute Kinder kann ich lieb haben!

Kaum hatten die Engelein dies gehört, flogen sie schneller als die Schwalben vom Himmel herab und wählten sich ihre Kindlein aus. Auch ihr, liebe

Kinder, habt einen solchen guten Schutzengel an eurer Seite. Denket oft daran, besonders wenn euch etwas Schlimmes einfällt, und betet dann sogleich: Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein!

Das Kind ruht aus vom Spielen;
am Fenster rauscht die Nacht;
die Engel Gottes halten
getreulich ihre Wacht.
Am Bettlein still sie stehen;
der Morgen graut noch kaum;
sie küssen's, eh' sie gehen:
das Kindlein lacht im Traum.

(Eichendorff.)

39. Der alte Großvater und der Enkel.

Gebrüder Grimm.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum mehr gehen; seine Kniee und Hände zitterten, und er sah und hörte nicht mehr. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er von der Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm wohl auch etwas aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Weib ekelten sich daran, und der alte Mann mußte in das Eck hinter dem Ofen sitzen; sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und nicht einmal genug. Der arme Greis weinte oft stille Thränen und bat den lieben Gott, ihn doch bald zu sich zu nehmen.

Einmal konnten seine zitternden Hände das Schüsselchen nicht festhalten; es fiel zur Erde und zerbrach. Das junge Weib schalt ihn mit bittern Worten,

kaufte für einige Pfennige ein hölzernes Näpfchen, und aus diesem mußte er nun essen.

Einst saß der Mann und sein Weib auf der Bank vor der Hausthüre; ihr vierjähriges Söhnchen hatte sich allerlei Brettchen zusammengetragen und spielte zu ihren Füßen. Was machst du da? fragte der Vater Ei, ein Tröglein mache ich, antwortete das Kind; daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich einmal groß bin.

Erschrocken schauten sich die Eltern eine Weile an, fingen an bitterlich zu weinen, eilten zu ihrem alten Vater und baten ihn unter vielen Thränen um Verzeihung. Von nun an nahmen sie ihn wieder an ihren Tisch und behandelten den schwachen Greis mit Liebe, kindlicher Ehrfurcht und Nachsicht.

40. Der Greis und der Knabe.

Karl Enslin.

Den steilen Waldweg wankt hinan
mit einer schweren Last ein Greis;
gar sauer wird's dem armen Mann,
von seiner Stirne rinnt der Schweiß.

Ein rüst'ger Knabe springt daher
in jugendlichem Ungestüm.
Laut seufzt der Greis: Ich kann nicht mehr!
Das hört der Knabe hinter ihm.

Es will der Alte, müd und matt,
sich niederlassen in den Sand,
als schon der Knab' erfasset hat
die Bürde mit der kräft'gen Hand.

Auf seine Schulter schwingt er sie,
und freundlich spricht er: Lieber Mann,
das ist für mich ja keine Müh'!
Ich thu' es gern, geht nur voran! —

Die beiden mit einander zieh'n
bis vor des Greises Hüttenthür;
da legt der Knab' die Bürde hin;
der Alte spricht: Hab' Dank dafür!

Und wenn du einst wirst schwach und alt,
Gott wird dir helfen auch, mein Sohn! —
Der Knabe springt zurück zum Wald —
im Herzen war sein schönster Lohn.

41. Die Dienstboten soll man achten.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Emma. Lieber Bruder Karl, die Mutter hat soeben zu mir gesagt, die Dienstboten soll man achten. Das sehe ich doch nicht ein; sie sind ja unsere Knechte und Mägde, bekommen ihren Lohn, und man soll sie auch noch achten?

Karl. Ja, liebe Emma, die Mutter hat recht. Bedenk' doch nur, wie viel die Dienstboten für uns thun! Sie müssen vom Morgen bis zum Abend für uns arbeiten, sich plagen bei Kälte und Hitze. Ohne Dienstboten könnten unsere Eltern allein ihr Geschäft nicht fortführen. Zudem sind die Dienstboten auch Menschen wie wir; Gott hat die Armen so lieb wie uns und wird einst keinen Unterschied machen zwischen Herr und Knecht, Frau und Magd, wie wir Menschen thun. Und kann uns einmal nicht auch das Los treffen, wenn unsere Eltern sterben oder verarmen, daß auch wir dienen müssen? Wird es dir dann gefallen, wenn man dich verachtet, nicht gut und freundlich mit dir ist?

Emma. Hab' Dank, lieber Karl, hab' Dank für deine gute Lehre! Wir werden es so machen, wie die Mutter sagt; auch die Dienstboten wollen wir achten und lieben.

42. Der treue Knecht.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Wie du dich plagst! sagte an einem heißen Sommertage ein Taglöhner zu dem Knechte eines Bauern. Dein Herr ist ja nicht da und dankt es dir nicht. — Aber Gott ist da! antwortete der Knecht, und ich thue meine Arbeit vor Gott und nicht vor den Menschen. Damit trocknete er sich den Schweiß von der Stirne und fuhr in seiner Arbeit eifrig fort.

Vom menschlichen Körper.

43. Die Finger.

Karl Enslin.

Die Finger stritten einmal mit einander, wer unter ihnen der wichtigste wäre. Der bin ich! schrie der Daumen; denn ich bin der stärkste unter euch. Da rief der Zeigefinger: Die gröbsten und die feinsten Sachen kann ich allein am besten machen. Ich bin der fleißigste und tüchtigste und deshalb auch der wichtigste unter uns. Nun erhob der Mittelfinger seine Stimme und sprach: Ich bin der längste und größte und darum wohl auch der beste. Jetzt sagte der Goldfinger: Ich merke schon, daß ihr nichts versteht. Mich schmücken Gold und Edelsteine, folglich muß ich doch mehr als ihr anderen sein.

Der kleine Finger allein schwieg. Da riefen ihm die anderen spöttisch zu: Sprich doch auch! Was nützest denn du? Und er sprach: Der mich erschaffen

hat, wird wohl wissen, wozu ich nützlich bin. Er hat ja alles in der Welt auf den rechten Platz gestellt.

Da dachten die andern nach und sagten: Du hast recht, lieber Kleiner; du bist so gut wie unsereiner.

44. Die beiden Fensterlein.

Ignaz Castelli.

1. Es sind zwei kleine Fensterlein
in einem großen Haus;
da schaut die ganze Welt hinein,
die ganze Welt heraus.

2. Ein Maler sitzet immer dort,
kennt seine Kunst genau,
malt alle Dinge fort und fort:
weiß, schwarz, rot, grün und blau.

3. Dies malt er eckig, jenes rund,
lang, kurz, wie's ihm beliebt;
wer kennet all' die Farben und
die Formen, die er gibt?

4. Ein Zaub'rer ist's, das sag' ich kühn;
was faßt der Erde Schoß,
das malt er auf ein Fleckchen hin,
wie eine Erbse groß.

5. Auch was der Hausherr denkt und fleht,
malt er ans Fenster an,
daß jeder, der vorübergeht,
es deutlich sehen kann.

6. Und freut der Herr im Hause sich,
und nimmt der Schmerz ihn ein,
dann zeigen öfters Perlen sich
an beiden Fensterlein.

7. Ist schönes Wetter, gute Zeit,
da sind sie hell und lieb;
wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit,
dann werden sie gar trüb.

8. Und geht des Hauses Herr zur Ruh',
nicht braucht er dann ein Licht;
dann schlägt der Tod die Läden zu,
und ach, das Fenster bricht.

45. Weiser Gebrauch der Glieder.

Lesebuch von Schätz.

Soll dein Thun mir wohlgefallen,
so gebeut den Gliedern allen:
deinem Auge, daß es spähe
Gutes fern und in der Nähe;
deinem Ohre, daß es höre
weisen Rat und fromme Lehre;
deiner Zunge, daß sie bringe
Dank dem Schöpfer aller Dinge;
deinen Händen, daß sie spenden,
das Erworbne nicht verschwenden;
deinen Füßen, daß sie gern
gehen in das Haus des Herrn!
So gebeut den Gliedern allen,
soll dein Thun mir wohlgefallen.

Die Haustiere.

46. Der Mensch und die Haustiere.

Franz Wiedemann.

Nun kommt, ihr Tiere, 'mal heran
und sagt, was habt ihr mir Gutes gethan?
Der Hund spricht: Ich bewache dein Haus.
Die Katze schreit: Ich fange die Maus.
Das Pferdchen wiehert: Ich ziehe den Wagen dir.
Die Kuh brummt: Milch und Butter kommt von mir.
Die Ziege meckert: Mein Käse schmeckt gut.
Das Schwein grunzt: Ich geb' dir mein Fleisch und Blut.
Das Schäfchen blökt: Ich schaffe dir Wolle und Zeug.
Das Gänslein schnattert: Ich stopfe dein Bettchen weich.
Die Ente quakt: Braten, den schönsten, gebe ich dir.
Das Bienchen summt: Honig, den süßen, nimmst du von mir.
Die Henne gackert: Ich bringe dir Eier herzu.
Das Täubchen girrt: Meine Kinder bratest du.

47. Das Pferd.

Nach August Lüben.

Das Pferd ist ein schönes, stolzes Tier. Wenn es die Kutsche zieht oder den Reiter trägt; so biegt es den Hals wie ein Schwan und hebt die Füße, als wenn es tanzen wollte. Bei guter Pflege ist sein Haar glatt und glänzend, sein Schweif lang und seine Mähne gekräuselt.

Der Pferdestall muß hell und luftig sein und immer reinlich gehalten werden. Heu, Klee und Gras frißt das Roß aus einer Raufe, Haber und Häcksel aus einer Krippe. Wenn es gesund bleiben soll, darf man den Striegel und die Bürste nicht sparen.

Zum Geschirr eines Pferdes gehören Kummet, Halfter, Riemen, Zugseile und Ketten. Eine Leine oder zwei Lederzäume dienen zum Lenken. Der Fuhrmann treibt das Gespann mit Worten oder mit der Peitsche an.

Der Reiter muß sein Roß satteln und zäumen. Er steigt dann von der linken Seite auf, setzt sich in den Sattel und steckt die Fußspitzen in die Steigbügel. An den Fersen hat er Sporen. In der rechten Hand hält er die Reitpeitsche, in der linken die Zügel, um den Gaul zu leiten. Das Pferd geht nicht nur im Schritt, sondern kann auch traben und galoppieren.

Schläge, Mißhandlungen und Neckereien machen das edle Tier scheu und tückisch. Bei guter Behandlung erweist es sich aber als gelehrig, treu und unerschrocken.

Goldener Zaum macht 's Pferd nicht besser. —
Über dem Nagel geht das Hufeisen verloren. —
Ein gutes Pferd ist seines Futters wert. —
Pferd ohne Zaum, Kind ohne Rut' — thun nimmer gut. —
Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. —

48. Das gestohlene Pferd.

Christoph von Schmid.

Einem Bauersmanne wurde bei Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste weit fort auf einen Pferdemarkt, um ein anderes zu kaufen. Aber siehe, unter den dort vorhandenen Pferden erblickte er das seinige. Ohne Umstände ergriff er es beim Zügel und sagte: Das Pferd gehört mir; vor drei Tagen wurde es mir gestohlen.

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: Da seid ihr in einem großen Irrtume, lieber Freund! Ich habe das Tier schon über ein Jahr; das eurige mag ihm vielleicht ähnlich sehen.

Schnell hielt der Bauer dem Pferde mit beiden Händen die Augen zu und rief: Nun, wenn ihr den Hengst schon so lange habt, so sagt doch, auf welchem Auge er blind ist!

Der Fremde, der das Pferd wirklich gestohlen hatte, geriet jetzt in die größte Verlegenheit. Um indes doch etwas zu erwidern, sagte er aufs Geratewohl hin: Auf dem linken Auge. — Nicht wahr! versetzte der Bauer, das linke Auge ist vollkommen gesund. — Ach nein, sagte der Fremde, ich habe mich versprochen, auf dem rechten Auge ist es blind. — Oho! rief triumphierend der Landmann, nun ist es klar, daß du ein Dieb und Lügner bist! — Das Pferd ist gar nicht blind! Seht alle her! Es hat zwei ganz gesunde Augen.

Die vielen Leute, die umherstanden, lachten und riefen dem Landmanne Beifall zu. Der Pferdedieb wurde aber sogleich von einigen anwesenden Polizeidienern festgenommen und zur verdienten Strafe gezogen.

49. Der Hufnagel.

Christoph von Schmid.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: Auf einen Nagel kommt's nicht an, und ritt fort.

Er hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, so verlor das Pferd das Hufeisen. Wenn eine Schmiede in der Nähe wäre, sprach er, ließe ich das Pferd beschlagen; indes werden es drei Eisen auch thun.

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigen Boden den Huf und fing an zu hinken. Bald darauf sprangen zwei Räuber aus dem Walde hervor, den Reiter auszuplündern. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen, und sie nahmen ihm das Pferd samt Zaum, Sattel und Felleisen.

Das hätte ich nicht gedacht, sagte er, daß ich wegen eines einzigen Hufnagels das Pferd verlieren würde.

Langsam und betrübt begab er sich zu Fuß wieder nach Hause und schärfte von nun an seinen Kindern sehr oft das Sprichwort ein:

Nachlässigkeit in kleinen Dingen
wird dich in großen Schaden bringen.

50. Rätsel.

Ich kenne einen kleinen Mann,
der hat vier kurze Stiefel an.
Er trägt ein Kleid von grauem Haar
und ein sehr langes Ohrenpaar.
Die Arbeit haßt er und den Fleiß;
drum gibt man Disteln ihm als Speis.
Doch liebt er Reinlichkeit gar sehr;
er schreitet nie im Schmutz daher,
hält auch sein Röcklein immer rein.
Sag an: Wer mag der Graurock sein?

51. Seltsamer Spazierritt.

Johann Peter Hebel.

Ein Mann reitet auf einem Esel nach Hause und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: Was ist das für ein Unverstand: zwei Kerle auf einem schwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide herunterjagen? Da stiegen beide ab und gingen zu Fuß, rechts der Vater und links der Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann

und sagt: Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet? — Da band der Vater dem Esel die vorderen Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hinteren Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

52. Sprichwörter.

1. Viel Säcke sind des Esels Tod.
2. Wer sich zum Esel macht, muß Säcke tragen.
3. Mancher kommt vom Pferd auf den Esel.
4. Der Esel trägt das Korn in die Mühle und bekommt Spreu.
5. So lange der Esel trägt, ist er dem Müller lieb.
6. Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis und bricht ein Bein.
7. Ein Esel schimpft den andern Langohr.

53. Der Ochs und der Esel.

K. G. Pfeffel.

Ochs und Esel zankten sich
beim Spaziergang um die Wette,
wer am meisten Weisheit hätte;
keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
daß der Löwe, wenn er wollte,
diesen Streit entscheiden sollte.
Und was konnte klüger sein?

Beide reden, tiefgebückt,
vor des Tierbeherrschers Throne,
der mit einem edlen Hohne
auf das Paar herunterblickt.

Endlich sprach die Majestät
zu dem Esel und dem Farren:
Ihr seid alle beide — Narren!
Jeder gafft ihn an und geht.

54. Der beladene Esel.

Nach Äsop.

Ein Esel, der einen Sack mit Salz auf seinem Rücken trug, mußte durch einen tiefen Bach gehen. Mitten in demselben strauchelte er und fiel ins Wasser. Als er wieder aufstand, merkte er, daß seine Last viel leichter geworden war; denn ein großer Teil des Salzes hatte sich im Wasser aufgelöst. Das will ich mir merken! sprach er vergnügt vor sich hin.

Am anderen Tage hatte der Esel einen nicht sehr schweren Sack mit Schwämmen zu tragen. Als er nun wieder durch ein Wasser kam, legte er sich absichtlich nieder; denn er dachte, sich so die Last noch leichter zu machen. Aber wie hatte er sich verrechnet! Die Schwämme waren durch das eingesogene Wasser so schwer geworden, daß er seine Bürde nur mit größter Anstrengung fortbringen konnte.

55. Eine Kuh deckt viel Armut zu.

Alois Frietinger.

Draußen vor dem Bergdorfe stand ein armseliges Häuschen. Darin wohnte eine Witwe mit fünf kleinen Kinderlein.

Die schauten eines Abends traurig die Straße hinab. Ein Metzgerknecht führte ihre einzige Kuh davon. Ach, Mutter, bat die kleine Lene, laß doch unsere liebe Bläß nicht fort! Zehn Jahre lang hat sie uns süße Milch gegeben. Wie haben uns Butter, Schmalz und Käse so wohl geschmeckt! Der älteste Knabe sprach: Rastlos hat sie den Pflug und die Egge gezogen und ist mit uns aufs Feld und ins Holz gefahren. Ich weiß wohl, sagte leise die Mutter, wie viel wir der guten Bläß zu verdanken haben. Ohne sie hätten wir oft Hunger gelitten. Kinder, eine Kuh deckt viel Armut zu! Jetzt noch, da das treue Tier alt geworden, nützt es uns; denn sein Verkauf bringt uns über hundert Mark ins Haus. Nach seinem Tode verwerten wir und unsere Mitmenschen sein nahrhaftes Fleisch, seine Haut, seine Knochen, sein Fett, seine Hörner und Klauen. — Nun wollen wir mit Liebe ihr Kälbchen großziehen und die alte Bläß nie vergessen.

Still gingen die Kinder in den Garten zurück. Es war ihnen allen, als wäre ein guter Freund für immer von ihnen geschieden.

Vier Kühe, gut gewartet, sind besser als acht, schlecht gewartet. —

Wenig Kühe, wenig Mühe. —

Gott gibt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu. —

Eine gute Kuh sucht man im Stall. —

56. Knabe und Ziege.

Wilhelm Hey.

Kn. Ziege, wolltest du mir wohl sagen,
warum du mußt Bart und Hörner tragen?

Z. Den Bart hab' ich, daß du kannst rupfen dran,
so lange mir das Spiel steht an;
die Hörner, daß ich dich fort kann jagen,
wenn ich's nicht länger will ertragen.

Da lachte der Knabe: Wir wollen sehn!
Er faßt sie am Bart, sie ließ es geschehn;
nun macht er's zu derb, sie stieg in die Höh'
und stieß ihn recht tüchtig. Er rief: O weh!
Doch bald hat er wieder sein Leid vergessen
und holt ihr ein Bündelchen Heu zu fressen.

57. Der Ziegenbock.

Christoph von Schmid.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Morgens sprach sie zu ihrer Magd: Kreszenz, ich gehe jetzt in die Kirche; schließ doch die Hausthüre fleißig zu! Ich habe dir das schon öfter gesagt; folg mir einmal! Sonst könnte sich leicht jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten.

Die Frau ging. Kreszenz holte über eine Weile Wasser am Brunnen und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen, sagte sie und lachte über die Sorgfalt ihrer Frau. Allein während



Kreszenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Ziegenbock zur Hausthüre hinein, sprang die Stiege hinauf und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sei noch ein Bock da, und drohte mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so.

Plötzlich sprang jetzt der rechte Bock auf den eingebildeten los und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zersprach.

Kreszenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthüre herein und hörte das Geklapper der Glasscherben. Sie lief in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und trieb den Bock mit vielen Streichen wieder aus dem Hause. Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams und des angerichteten Schadens ohne Lohn fortgeschickt. In ihrem neuen Dienste durfte man es ihr nicht mehr befehlen, die Thüre zu schließen.

58. Die undankbare Ziege.

Ludwig Solereders Lesebuch.

Eine wilde Ziege wurde von den Jägern verfolgt. Sie flüchtete in einen Weinberg und verbarg sich hinter den Blättern eines Weinstockes. Die Jäger sahen sie nicht mehr und gingen weiter. Kaum waren sie aber fort, so fing die Ziege an, die Blätter des schützenden Weinstockes abzufressen. — Einer der Jäger, der zurückgeblieben war, hörte das Geräusch, erblickte die Ziege und schoß sie tot.

Sterbend rief die Ziege: Ich habe meine Strafe verdient; denn ich war undankbar gegen meinen Beschützer!

59. Vom Hund.

Friedrich Güll. (Gekürzt.)

Der Hund an seiner Kette liegt da die ganze Nacht; ihm ist kein warmes Bette, wie uns, zurecht gemacht. Hat keinen Schlaf und Schlummer und drückt kein Auge zu, wenn ohne Leid und Kummer der Müller schläft in Ruh. Er bellt und rührt sich wacker, hört er nur einen Laut und bleckt die scharfen Hacker, wenn einer her sich traut. Und steigt gar auf die Mauer verstohlen so ein Dieb, da spricht er ohne Schauer: Ist dir dein Leben lieb, so mach nicht auf den Riegel und thu' nicht auf das Thor, sonst pack' ich dich beim Flügel und schüttle dich beim Ohr. Und ruht nicht eher wieder, bis sauber ist der Ort; dann reckt er seine Glieder und murrt in einem fort.

Doch morgens in der Frühe stellt sich der Hunger ein; da soll für seine Mühe ihm auch ein Frühstück sein. Drum springt die Magd zum Keller und holt ihm Milch und Brot und brockt es in den Teller, so leidet er nicht Not. Und wie sie ihn so streichelt, das freut den wackern Hans; er schmunzelt und er schmeichelt und wedelt mit dem Schwanz. Und stellt sich auf die Socken und macht sein Kompliment; dann schlingt er erst die Brocken. — Das ist des Liedes End'.

60. Der treue Hund.

Joachim Campe.

Ein Kaufmann hatte einen Hund, der sehr wachsam und treu war. Einstmals ritt der Kaufmann von einem Markte, wo er viel Geld eingenommen hatte, nach Hause. Sein Geld hatte er in einem Mantelsacke hinter sich auf das Pferd geschnallt. Der Hund lief neben ihm her.

Nach und nach wurden die Riemen locker, mit welchen der Mantelsack angebunden war, und dieser fiel herab, ohne daß es der Kaufmann bemerkte. Der Hund aber sah es und fing an zu winseln; allein der Kaufmann kehrte sich nicht daran. Da der Hund immer ärger bellte, so hieb ihn sein Herr einige Male mit der Peitsche. Doch der Hund hörte nicht auf; er sprang an das Pferd und biß es in die Füße, daß es nicht weiter gehen sollte, und der Schaum stand ihm vor der Schnauze.

Nun dachte der Kaufmann, sein Hund sei toll geworden. Er schoß denselben mit seiner Pistole nieder und ritt wieder weiter. Als er noch eine Strecke geritten war, fühlte er hinter sich und erschrak, als er seinen Mantelsack vermißte. Nun ritt er zurück und sah überall Blut von seinem Hunde. Endlich kam er dahin, wo sein Geldsack heruntergefallen war. Da lag neben dem Sacke sein treuer Hund. Er wedelte mit dem Schwanze, leckte seinem Herrn die Hand und — starb.

61. Hund und Katze.

Wilhelm Hey.

Zum Herrn kamen Hund und Katze herein,
verklagten einander mit Heulen und Schrei'n:
Hund hat mich so sehr ins Bein gebissen! —
Und mir hat Kätzchen die Nase zerrissen! —
Hund hat in der Küche genascht den Braten! —
Das Kätzchen ist über die Milch geraten! —

Was sagte der Herr zu ihrem Streit?
Er suchte den Stock, der war nicht weit.
Ihr habt euch beide einander nicht lieb,
und eins wie das andere ist ein Dieb.
Drum mögt ihr beide euch nur bekehren,
sonst soll der Stock euch Besseres lehren!

Wenn sich nun zwei nicht können vertragen,
so heißt es von ihnen bis diese Stund':
Sie leben zusammen wie Katz' und Hund.

62. Von der Katze.

Alois Frietinger.

Hoch oben im Heuboden weiß ich ein heimliches Nestlein. Dazu schleichen die Kinder alle Tage. Es liegen ja drei junge Kätzchen drin. Und gibt es etwas Drolligeres als so eine kleine, sammetweiche Mieze! Wie die Füchslein draußen im grünen Walde kugeln und krabbeln und purzeln die geschmeidigen Tierchen durcheinander. Den ganzen Tag werden sie nicht müde im Scherzen und Spielen.

Nebenan liegt die Katzenmutter im Sonnenstrahl, der golden durch ein Astloch in den stillen Winkel scheint. Ihr langer Schwanz ist zierlich um den schlanken Leib geschlungen. Der runde Kopf mit den scharfen, halb offenen Augen ruht zwischen den Beinen. Die Alte schnurrt wie ein Spinnrädchen; sie hat ihre helle Freude an den munteren Kleinen.

Sind die Kätzchen kräftiger geworden, dann marschiert eines schönen Tages die Mutter ganz stolz mit ihnen zur Bäuerin in die Küche hinunter. Die Tierchen sind alsbald überall zu Hause. In Zimmern und Vorplätzen springen sie nach allem, was rollt und fliegt. Und wenn gar keine Feder, kein Knäuel oder keine Glaskugel sich auftreiben läßt, dann spielt man Guck-guck in den Stiefelrohren oder sucht das eigene Schwänzchen zu haschen. Im Hofe wird den Strohhalmen und Fliegen nachgejagt, im Garten nach Schmetterlingen und Käfern gesprungen oder gar ein dickes Fröschlein erschreckt.

Von der Mutter lernt die kleine Mieze schnell und leicht, wie man sich zierlich putzt, wie man auf den schmalsten Latten geht und auf die Bäume klettert, wie man blitzschnell über Hecken und Zäune setzt und im tiefsten Fall immer auf die flinken Beine kommt.

Wenn die junge Katze ein Haus gefunden hat, in dem sie wohl gelitten ist, so gewöhnt sie sich leicht ein und macht sich sofort auf die Mäusejagd. Hat sie mit ihrem feinen Ohr das leiseste Knuspern der Maus vernommen, so duckt sie sich an den Boden, schleicht unhörbar an das Loch und lauert oft lange Zeit ohne die geringste Bewegung. Jetzt zuckt sie, ihre Augen funkeln, der Kopf ist vorgestreckt, der Fuß zum Sprunge bereit. Arglos trippelt ein Mäuslein hervor. Da springt die Katze mit einem wilden Satze auf das Närrchen und tötet es mit einem Biß.

63. Sprichwörter.

1. Wer nicht ernähren will die Katzen,
   muß ernähren Mäus' und Ratzen.
2. Katz' aus dem Haus, rührt sich die Maus.
3. Die Katze läßt das Mausen nicht.
4. Hüte dich vor den Katzen,
   die vorne lecken und hinten kratzen.

64. Vom Mäuslein.

Friedrich Güll.

Die Köchin spricht zum Koch: Fang mir das Mäuslein doch! Es ist nichts sicher in Küch' und Keller, nicht in der Schüssel, nicht auf dem Teller. Wo's was riecht, da ist es gleich; wo's was kriegt, da frißt es gleich; wo ein Braten dampft, kommt das Mäuslein und mampft. Unter der Bank in den Küchenschrank hat es gebissen ein Loch. Koch, fang mir das Mäuslein doch und jag' es wieder aus dem Haus in das freie Feld hinaus!

Da macht der Koch ein Gesicht und spricht: Mäuslein, Mäuslein, bleib in deinem Häuslein! Nimm dich in acht heut Nacht; mach' auch kein Geräusch und stiehl nicht mehr das Fleisch, sonst wirst du gefangen und aufgehangen! Der Koch aber deckt zu alle Schüsseln und stellt auf die Falle hinten im Eck und thut hinein den Speck, sperrt die Küche zu, geht und legt sich zur Ruh'.

Das Mäuslein aber ist ruhig und wispert leis': Das thu' ich! Aber es hat nicht lang gedauert, so kommt schon das Mäuslein und lauert und sagt: „Wie riecht der Speck so gut! Wer weiß, ob's was thut? Nur ein wenig möcht' ich beißen, nur ein wenig möcht' ich speisen. Einmal ist keinmal! So spricht fein Mäuslein und schleicht, bis es die

Falle erreicht, duckt sich und buckt sich, schmiegt sich und biegt sich, ringelt das Schwänzlein wie ein Kränzlein, setzt sich ins Eck und ergötzt sich am Speck, reißt, beißt und speist. Platsch! thut's einen Knall, und — zu ist die Fall'. Das Mäuslein zittert vor Schrecken und möcht' sich verstecken. Aber wo es will hinaus, ist zugesperrt das Haus. Es pfeist und zappelt; es kneist und krabbelt. Überall ist ein Gitter, und das ist bitter; überall ist ein Draht, und das ist schad'. Leider, leider kann's Mäuslein nimmer weiter; wär's nur gewesen gescheiter!

Unterdessen wird es Morgen; da kommt die Köchin und will besorgen den Kaffee und den Thee. Da sieht sie denn, was vorgegangen, und wie das Mäuslein ist gefangen. Ganz leis' und sacht schleicht sie hin und lacht: Haben wir endlich doch erhascht das Mäuslein, das immer von allem genascht! Siehst du: Einmal ist nicht keinmal. Wärst du geblieben in deinem Loch, gefangen hätte dich nicht der Koch!

65. Haushahn und Henne.

Hermann Wagner.

Das Kind schläft noch ruhig in seinem Bett, da ist der Hahn in seinem Häuschen schon munter. Er weckt die Hennen mit lautem Krähen. Dann spaziert er selber zuerst heraus, schlägt mit den Flügeln, ruft laut sein Kikeriki und wünscht damit allen Leuten im Hause einen guten Morgen.

Nun kommen die Hennen hervor, zuerst Frau Gackeleia, dann Kratzefuß und die übrigen. Vor jeder macht der Hahn ein schönes Kompliment und heißt sie willkommen. Findet er ein Körnchen, einen

Wurm oder ein Käferlein, so frißt er es nicht etwa gleich selber. Er ruft die Hennen herzu und gibt es ihnen. Erst wenn sie alle versorgt sind, denkt er auch an seinen eigenen Schnabel.

Kommt ein fremder Hahn vom Hofe des Nachbars herzu und will den Hausfrieden stören, so geht der Haushahn mutig und tapfer auf ihn los. Er bekämpft ihn mit Flügelschlägen und Schnabelhieben und achtet es nicht, wenn er selber dabei Federn lassen muß oder ihm der Kamm blutig gehackt wird. Er ist ein wackerer Herr, der die Seinen gegen den Feind zu verteidigen weiß und sein Hausrecht gehörig braucht, sobald es nötig ist.

Die Henne besorgt ihr Geschäft ebenfalls pünktlich. Sie möchte gern Küchlein ausbrüten und groß ziehen; darum sucht sie in aller Stille das Nest auf und legt ihr Ei. Nachher verkündet sie es mit lautem Freudengeschrei aller Welt. Nimmt ihr die Hausfrau das Ei weg, so legt sie am nächsten Morgen doch wieder eins und fährt damit den ganzen Sommer hindurch fort. Läßt ihr aber die Hausfrau die Eier, bis das Nest voll ist, so setzt sich die Henne darauf. Sie brütet auf den Eiern drei Wochen lang, Tag und Nacht, und nimmt sich kaum Zeit zum Fressen. Die Küchlein führt sie in den Sonnenschein, lehrt sie die Erde aufkratzen und Körnchen suchen. Kommt des Nachbars große Katze auf den Hof, um ein Küchlein wegzuhaschen, so sträubt die Glucke die

Federn und fährt zornig auf den Feind los. Sie hackt tapfer auf die Katze ein, bis diese die Flucht ergreift.

Sobald es am Abend kühl wird, nimmt die Henne ihre Kindlein alle unter ihre Flügel, erwärmt sie und schützt sie bis an den Morgen.

66. Vom Hahn.

Friedrich Güll.

Der Hahn in seiner Tennen thut herzhaft einen Schrei,
da kommen alle Hennen geschwind, geschwind herbei.

Dann nennt er sie bei ihren Rufnamen allzumal
und führet sie spazieren hinunter in das Thal.

Führt sie zu einem frischen Schlücklein am Wiesenborn,
gibt ihnen aufzutischen gar manches Gerstenkorn.

Und daß auch nicht der Braten abgehe bei dem Schmaus,
so ist er gleich beraten und geht aufs Jagen aus.

Ein Käfer kommt gewackelt, schön dunkelgrün und rot;
da wird nicht lang gefackelt; Herr Hahn, der schießt ihn tot.

Und schlachtet mit dem Schnabel den Käfer wie ein Kalb
und teilt ihn ohne Gabel und Messer halb und halb.

Dann ruft er alle Hennen mit tuk, tuk, tuk zu Hauf;
die wackeln und die rennen daher im schnellsten Lauf.

Und nach dem Braten recken sie den gestreckten Hals
und schlecken ihn und schmecken ihn ohne Salz und Schmalz.

Und wenn das Schnabulieren hierauf ein Ende hat,
da führt er sie mit ihren Küchlein zur Ruhestatt.

Er aber vor dem Stalle singt noch ein Kikriki
und rastet nicht, bis alle auch eingeschlafen hie.

Dann legt er auf die Seiten den zunderroten Kamm,
daß morgen er beizeiten den Bauern wecken kann.

67. Hühnchens Tod.

Boßhard.

Der böse, böse Sperber, der schändliche Verderber, hat's Hühnchen arg zerrissen, daß es hat sterben müssen.



Als das der Hahn gesehen, that er mit heiserem Krähen nach alter Väter Sitten das Volk zur Leiche bitten.

Und Spatz und Fink erschienen mit ernsten Trauermienen. Es kamen Lerch' und Meisen, ihr Beileid zu beweisen.

Auch Amseln, Krähen, Dohlen, gekleidet schwarz wie Kohlen, und Schwalben, Elstern, Stare begleiteten die Bahre.

Die Wiesenglöcklein klangen, die Trauerleute sangen. Mit Leid und Thränen haben das Hühnchen sie begraben.

68. Die Henne und ihre Küchlein.

L. Gittermann.

Eine Henne sah in der Luft den Habicht schweben. Da rief sie ihre Küchlein zusammen. Diese sprangen eilig herbei, und die Mutter barg sie unter ihre Flügel. Nur eines fehlte noch. Dieses stand am Ufer eines Teiches und sah dem Plätschern der Enten zu. Die Henne lockte immer ängstlicher. Aber das Küchlein rief: Ich mag nicht kommen; hier ist es viel schöner als unter deinen Flügeln. — Ach, Kind,



rief die Mutter, komm schnell! Siehst du nicht den Habicht über dir? Das Küchlein sah empor. Aber schon schoß der Habicht herab, erfaßte es mit seinen Krallen und trug es fort. Vergebens schrie das Küchlein; der Habicht fraß es auf.

69. Die Taube.

Nach Hermann Masius.

Das Täubchen ist ein lieber Vogel. Wie sauber ist sein Kleid, wie fein seine Farbe, wie zierlich und nett sind seine Bewegungen! Die Kleidung dieser Vögel ist eine verschiedene. Die eine Taube trägt auf dem Kopfe ein Häubchen, die andere eine Perücke;



die eine hat einen Kragen um den Hals, wieder eine andere ein farbiges Band. Eben so verschieden sind die Töne, welche sie von sich geben. Jene trommelt, diese kichert, die andere girrt und noch eine schnurrt wie ein Rädchen.

Mit zärtlicher Liebe pflegt die Taube ihre Jungen. Sie steckt ihnen die in ihrem Kropfe erweichten Körnchen in die Schnäbel, beschützt sie mit

ihren Flügeln gegen Feinde und verläßt sie nicht, auch wenn es ihr eigenes Leben kostet.

Der schlimmste Feind der Taube ist der Falke. Nur durch ihren schnellen Flug kann sie sich vor ihm retten. Wird eine Taubenschar von einem Räuber verfolgt, so schließt sie sich enge in einen Knäuel zusammen und steigt im Kreise aufwärts. Immer rascher dreht sich der Knäuel, um den Raubvogel zu verwirren. Stößt dieser nun plötzlich herab, so verfehlt er gewöhnlich seine Beute; denn die Tauben sind längst an einem andern Orte.

Der schnelle Flug der Taube hat die Menschen veranlaßt, sie als Briefträger besonders für Kriegszeiten abzurichten.

70. Die Tauben.

Christoph von Schmid.

Emmerich und Leopold, zwei muntere Knaben, waren Nachbarn. Emmerich, der reich war, hatte mehrere sehr schöne Tauben, der arme Leopold aber wenige und nur der gemeinsten Art.

Eines Tages flogen von Emmerichs Tauben ein Paar in Leopolds Schlag, und sie fingen an, zu nisten. Der arme Leopold dachte: Wie glücklich wäre ich, wenn ich diese Tauben hätte! Sie sind so blendend weiß, und Scheitel und Schweif sind so glänzend schwarz wie Kohlen. Von allen Tauben

Emmerichs sind gerade diese am schönsten. Es kam ihm wohl die Versuchung, sie zu behalten und einzusperren. Aber nein, sagte er, Unredlichkeit bringt keinen Segen. Er schloß den Schlag, fing die Tauben und trug sie dem Emmerich hinüber.

Dieser hatte an der Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude. Um ihn wieder zu erfreuen, nahm er die ersten Eier von den schönen Tauben, schlich sich heimlich in Leopolds Taubenschlag und legte sie einer gemeinen Taube anstatt der ihren unter. Als nun die Jungen auskrochen und Federn bekamen, war Leopold höchst erstaunt, daß sie gerade so schön wurden wie Emmerichs schönste Tauben. Er sprang freudig zu diesem hinüber und verkündete ihm das vermeintliche Wunder.

Emmerich lächelte, erzählte den Umtausch der Eier und fügte am Ende der Erzählung bei: Bleibe immer so ehrlich, lieber Leopold; denn

des Höchsten bester Segen ruht
auf dem, der niemals Unrecht thut.

71. Thu's nicht!

Johannes Trojan.

Das Schwesterlein spricht:

1. Ach laß es sein, ich bitt' dich, Hans,
wirf nicht mit Steinen nach der Gans!
Das arme Tier,
was that es denn zuleide dir?

2. Sperr nicht in dein papiernes Haus
das Grillchen, Hans! Laß es heraus!
Sein Stimmchen klingt
ganz anders, wenn es draußen singt.

3. Laß los den Frosch; setz' wieder ihn,
wo du ihn griffst, ins nasse Grün!
Wie würd'st du schrei'n,
wenn einer dich so packt' am Bein!

4. Nimm nicht den Vogel aus dem Nest,
den Zitternden halt' nicht so fest!
Denk' nur, es käm'
ein Mann, der dich so mit sich nähm'!

5. Quäl' nicht das Tier, das vor dir flieht,
und denk' nicht, daß es keiner sieht!
Wenn's auch nicht schreit,
Gott hört es doch und sieht sein Leid.

72. Der Kanarienvogel.

Christoph von Schmid.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sprach: Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht folgsam und fleißig sein wirst, besonders aber, wenn du deinen Vorwitz aufgibst. Christine versprach es. Eines Tages kam sie aus der Schule nach Hause. Da sagte die Mutter: Hier auf dem Tische steht ein neues Schächtelchen; mache es ja nicht auf und rühre es nicht einmal an! Wenn du mir folgst, so will ich dir eine große Freude machen.

Die Mutter ging hierauf fort, um den kleinen, kranken Wilhelm, ihren Taufpaten, zu besuchen. Kaum war sie zur Thüre hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen schon in der Hand. Es ist so leicht, sagte es, und in dem Deckel sind kleine Löchlein! Was mag doch wohl darin sein?

Sie machte das Schächtelchen auf — und sieh', augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vöglein wieder fangen und einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Atem und mit glühenden Wangen das flinke Tierchen vergebens in der Stube herumjagte trat die Mutter herein und sagte: Du ungehorsames, vorwitziges Mädchen! Das schöne Vögelein wollte ich dir schenken; ich wollte dich aber zuvor prüfen, ob du es verdienst. Jetzt aber werde ich es dem guten Wilhelm geben, der gehorsamer und nicht so vorwitzig ist, als du.

73. Mutter Schwalbe.

Christian Dieffenbach.

Die Schwalbe hat mit Müh' und Fleiß ihr Häuschen sich gebaut, hat unterm Dach es festgeklebt; drum jubelt sie nun laut.

Sie schlüpft den lieben ganzen Tag gar vielmal ein und aus, bringt Stroh und Federlein zum Bett ins kleine neue Haus.

Dann legt sie kleine Eier auch ins warme Nest hinein; draus schlüpfen um die Sommerszeit die nackten Vögelein.

Die sperren gleich die Schnäblein auf, nach Futter schreien sie; da hat Frau Schwalbe viel zu thun, ist fleißig spät und früh.



Sie haschet Fliegen in der Luft und Mücken auch dazu, und bringt sie ihren Kindern heim, die fressen sie im Nu.

Und wenn die Vöglein flügge sind, dann flattern sie umher; und wird es kalt, dann ziehen sie weit über Land und Meer.

74. Der Sperling.

Walther.

Diesen Graurock kennt jedermann. Man sieht ihn überall auf unsern Höfen, Straßen, in den Gärten und auf den

Feldern. Sein Nest hat er unter Dächern, in altem, zerfallenen Gemäuer und in hohlen Bäumen. Von Recht und Gerechtigkeit weiß der freche Bursche nichts. Ohne weiteres dringt er bei der friedlichen Schwalbe ein. Er vertreibt sie aus ihrem eigenen Hause und richtet sich in demselben wohnlich ein. Auf dem Hühnerhofe drängt er sich gierig zu. Er thut, als ob er überall zu Hause wäre, und als ob alles für ihn da sei. Den Hühnern frißt er das Futter vor dem Schnabel weg. Die erste reife Kirsche stiehlt er vom Baume, und von der Weintraube nimmt er die süßesten Beeren. Wird er bei seiner Tafelfreude gestört, so fliegt er auf den nächsten Baum oder aufs nächste Dach und schimpft und kann sich lange nicht zufrieden geben.

Auch auf die Felder dehnt er seine lästigen Besuche aus. Er erntet überall, wo er nicht gesäet hat. Im Frühlinge lebt er von Würmern, Spinnen, besonders aber von Raupen. Guten Appetit! So ausgelassen und keck er im Sommer ist, so kleinlaut und verzagt ist er im Winter. Da sitzt er auf dem Fensterbrette und pickt die Brotkrümchen auf, die man ihm hinstreut. Und auf dem Kehricht hüpft er umher, um ein verlorenes Körnlein zu finden.

75. Der zänkische Spatz.

Ludwig Bauer.

1. Wenn der Spatz nicht zanken kann,
ist er übler Laune;
struppig, wie ein Bettelmann,
sitzt er auf dem Zaune.

2. Dort der Fink ein Körnlein fand,
will's von dannen tragen;
gleich ist Meister Spatz zur Hand,
es ihm abzujagen.

3. Spätzlein schimpft und zetert laut,
Hans in allen Gassen;
Finke wehrt sich seiner Haut,
will den Fang nicht lassen.



4. Kommt der Kater Murr dazu —
Spätzlein ist gefangen;
doch mit knapper Not im Nu
ist's dem Tod entgangen.

5. Und es stieben auf dem Platz
Federn grau und braune;
seht, so geht es, wenn der Spatz
bricht den Streit vom Zaune.

76. Ein Gast in unserer Wohnstube.

Nach Hermann Wagner.

Die Stubenfliege ist ein kecker Nimmersatt. Ohne Einladung nimmt sie an unserer Mahlzeit teil. Von allen Speisen will diese Näscherin zuerst kosten, in alle Schüsseln steckt sie ihren Saugrüssel. Wo

nur eine Brosame, ein Zuckerkrümchen oder ein Tröpflein Süßigkeit übrig geblieben ist, findet sich die Fliege ein zu lustigem Schmausen.

Ist das Tierchen satt, putzt es sich mit den Füßen, fliegt davon und setzt sich — auf deine Stirn oder auf das Näschen des schlummernden Wiegenkindes. Überall kann es sich mit seinen Klebfüßen anhalten. Neugierig läuft es an den glatten Wänden hinauf und oben an der Decke dahin.

Aber nur kurze Zeit dauert die Freude der Fliege am Naschen und Laufen. Bald kommen die kühlen Herbsttage, und von den Tausenden von Stubenfliegen bleiben nur wenige übrig. Manche verkriechen sich in die Erde, andere flüchten sich in stille Ecken und schlafen. Wenn aber die Sonne warm scheint, dann erwachen sie auf ein paar Stunden zu neuem Leben. Oft ist im Zimmer nur eine einzige übrig geblieben. Beim Ofen hat sie ihr Lieblingsplätzchen. Die Kinder kennen es wohl, aber niemand stört die Fliege. Selbst am Abend, wenn beim freundlichen Lichte der Lampe Birnen und Äpfel geschält werden, findet sie sich ein, brummt um das Licht und bettelt um ihren Anteil. Endlich sieht man sie nicht mehr. Die Kinder finden sie tot auf dem Fensterbrett liegen und klagen, daß sie den kleinen Spielgenossen verloren haben.

77. Rätsel.

1.

Zwei Köpf' und nur zwei Arme;
sechs Füß' und nur zehn Zeh'n;
vier Füße nur im Gange —
wie wollt ihr das versteh'n?

2.

Bergauf treib' mich nicht;
bergab jag' mich nicht;
auf der Ebene schon' mich nicht
und im Stall vergiß mich nicht!

3.

Mit einer Silb' ist's abgethan.
Was ist es? Flügel hat's am Leib.
Mit einem a ist es ein Mann,
Mit einem u desselben Weib.

4.

Wer hat einen Kamm und kämmt sich nicht?

5.

Ich kann Briefe schreiben
und auch Räder treiben.

6.

Auf dem Schnabel läuft's,
schwarze Farbe säuft's,
viel Tausenden verdient's das Brot.
Lernst du's gebrauchen, dann hat's nicht Not.

7.

Es geht über die Brücken,
hat ein Bett auf dem Rücken.

8.

Ich weiß ein kleines, weißes Haus,
dem fehlen Fenster, Thür und Thor.
Was drinnen ist, kann nicht heraus,
durchbohrt es nicht die Wand zuvor.

Der Garten.

78. Der Garten.

Ludwig Solereders Lesebuch.

Hinter unserm Hause ist ein Garten. Da bin ich gar so gern! Gleich wenn man durch die Gartenthüre tritt, sind rechts und links ganze Beete voll Narcissen, Veilchen und Nelken. Die duften, daß es eine Freude ist. Die kleinen Bienen kommen herbei, suchen Honig und lassen sich's schmecken, und die bunten Schmetterlinge fliegen von Blume zu Blume. Auch Gemüse wachsen in unserm Garten: Kohl, gelbe Rüben, Salat und Rettiche. Zwischen den Beeten sind die Wege mit feinem, weißem Kies bestreut, und in der Mitte des Gartens plätschert lustig ein Springbrunnen. Im Obstgarten stehen Äpfel-, Birn- und Zwetschgenbäume. Die hängen im Herbste voll süßer Früchte. Beim Sommerhäuschen wachsen Johannis- und Stachelbeerstauden.

Das liebste Plätzchen im Garten ist mir aber die Laube. Da haben in den Zweigen die Finken ein Nest gebaut. Wie zierlich das ist! Ganz heimlich sitze ich oft in einem Winkel der Laube und

schaue den Vöglein zu, wie sie ihre Kinderchen so zärtlich füttern.

Wenn der Vater im Garten arbeitet, darf ich manchmal helfen. Ich hole dann Wasser in der Gießkanne und begieße die jungen Pflänzchen. Ich mache die Kieswege mit dem Rechen glatt, jäte das Unkraut aus oder gehe auf die Jagd nach den schädlichen Raupen und den Schnecken, die uns den Salat und die zarten Pflänzchen abfressen würden.

79. Rätsel.

Ich weiß ein Gärtlein an einem Ort,
das blühet auch im Winter fort;
darin sind Blümlein aller Art,
und alle noch gar jung und zart.

Ein Gärtner zieht die Bäumlein so,
daß sie gedeihen leicht und froh.
Nun sage mir, mein liebes Kind,
wer diese zarten Blumen sind?

80. Wer hat die Blumen nur erdacht?

Wilhelm Hey.

1. Wer hat die Blumen nur erdacht?
Wer hat sie denn so schön gemacht,
gelb und rot und weiß und blau,
daß ich meine Lust dran schau?

2. Wer hat im Garten und im Feld
sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
blüht nun alles auf einmal.

3. Wer ist's, der ihnen allen schafft
in den Wurzeln neuen Saft,
gießt den Morgentau hinein,
schickt den hellen Sonnenschein?

4. Wer ist's, der sie alle hieß
duften noch so schön und süß,
daß die Menschen, groß und klein,
sich in ihren Herzen freu'n?

5. Wer das ist und wer das kann
und nicht müde wird daran? —
Das ist Gott in seiner Kraft,
der die lieben Blumen schafft.

81. Die Blumen.

Christoph von Schmid

Ludwig blieb in dem Garten vor einem blühenden Rosenstrauche stehen und sprach zu seinen Schwestern: Die Rose ist doch die schönste von allen Blumen! Karoline sprach: Die Lilie dort auf dem Blumenbeete ist eben so schön wie die Rose. Ich halte beide Blumen für die schönsten; alle andern sind nichts dagegen. Ei, sagte die kleine Luise, ihr müßt die lieblichen Veilchen doch auch nicht geringe achten. Sie sind recht schön und haben uns im verflossenen Frühlinge viele Freude gemacht.

Die Mutter, die dem Gespräche der Kinder zuhörte, sprach: Die dreierlei Blumen, die euch so wohl gefallen, sind schöne Gleichnisse und Sinnbilder von drei schönen Tugenden. Das Veilchen mit der einfachen, dunkelblauen Farbe ist ein Sinnbild der Demut; die schneeweiße Lilie ist ein Sinnbild der Unschuld; die rote Rose aber soll bedeuten: Euer Herz soll glühen von lauter Güte, von Liebe zu Gott.

Der Jugend schönste Blüte
sind Demut, Unschuld, Güte.

82. Die weiße Lilie.

Agnes Franz.

Klein Jettchen steht am Gartenzaun,
des Nachbars Tulpen zu beschau'n.
Wie flammen sie so wunderhold
in Weiß und Purpurrot und Gold!
Nur eine, seufzt sie, möcht' ich pflücken!
Es kann kein Mensch mich hier erblicken.

Gesagt, gethan! — Voll Heißbegier
schlüpft Jettchen durch die Gartenthür.
Jetzt steht sie still. Was mag dort sein?
Sieh, eine Lilie, weiß und rein,
steht vor ihr wie ein Morgenstern.
Da denkt ihr Herz an Gott den Herrn.

Sie senkt das Köpfchen, sie erschrickt,
als hätte Gott sie angeblickt.
Nein, ruft sie aus, ihr Tulpen schön,
ich laß euch alle, alle steh'n!
Wie könnte mich ein Schmuck erfreu'n,
müßt' ich das Auge Gottes scheu'n!

83. Die Rose.

W. Fix.

Die Rose ist die schönste von allen Blumen. Herrlich ist ihre Farbe, lieblich ihr Geruch. Im Juni entfaltet sie sich in ihrer höchsten Pracht. Darum nennt man diesen Monat auch den Rosenmonat. Der Stengel, aus dem die Blume hervorwächst, ist mit Stacheln besetzt. Darum muß man vorsichtig sein, wenn man die Rose pflücken will.

Ehe die Blume aufbricht, ist sie von einer grünen Hülle eingeschlossen. In der Knospe liegen die



feinen Blättchen wohl verwahrt. Die grüne Hülle bleibt auch noch, wenn die Blume sich entfaltet hat; man nennt sie den Kelch. Dieser läuft in fünf lange Spitzen aus. Bei den wilden Rosen stehen fünf Blumenblätter in einem Kranze herum. Bei den Gartenrosen sind auch noch im Innern gar viele Blättchen. Die wilden Rosen sind einfach, die Gartenrosen gefüllt.

84. Die erste Rose.

Franz Hoffmann.

Es war, als ob sich unter den Blumen im Garten ein Fest vorbereitete. Sie schienen alle etwas Frohes und Liebes zu erwarten. Nachmittags hatte es hoch in den Wolken geleuchtet, und die Donner hatten mit den Bergen geredet; dabei war ein erquickender Regen auf die Bäume, Gesträuche und Pflanzen gefallen, so reichlich, daß auf allen Blättern und in allen Kelchen helle Perlen lagen, welche in der Sonne blitzten und funkelten. Der ganze Garten sah aus, als ob er mit Diamanten überschüttet wäre. — Die Blumen hatten anfangs ihr Haupt etwas geneigt vor dem himmlischen Segen, der auf sie niederströmte; bald richteten sie sich aber gekräftigt und erfrischt

empor und blickten alle mit ihren hellen Augen auf einen Rosenstock hin, der in der Mitte des Gartens stand. Unter vielen kleinen Knospen ragte eine etwas hervor, dem Aufbrechen nahe. Der Wolkensegen hatte auch sie gestärkt; sie öffnete ihre Blätter langsam, wie beschämt über ihre eigene Schönheit. Der letzte Sonnenstrahl küßte ihr Angesicht — sie war erblüht; ihr Duft strömte zu den übrigen Blumen hin.

Heil unserer Herrin! riefen diese; dreimal Heil unserer Königin!

Die Rose aber neigte sich, als ob der Südwind sie bewege; es perlte ein Tautropfen in ihrem Kelche, und sie sprach: Laßt uns unsern Schöpfer loben!

85. Der schlafende Apfel.

Robert Reinick.

Im Baum, im grünen Blättchen hoch oben sich ein Apfel wiegt, der hat so rote Bäckchen; man sieht's, daß er im Schlafe liegt. Ein Kind steht unterm Baume, das schaut und schaut und ruft hinauf: Ach, Apfel, komm herunter! Hör' endlich doch mit Schlafen auf! Es hat ihn so gebeten. Glaubt ihr, der wäre aufgewacht? Er rührt sich nicht im Bette, sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

Da kommt die liebe Sonne am Himmel hoch daher spaziert. Ach, Sonne, liebe Sonne, mach du, daß sich der Apfel rührt! Die Sonne spricht: Warum denn nicht? und wirft ihm Strahlen ins Gesicht, küßt ihn dazu recht freundlich; der Apfel aber rührt sich nicht.

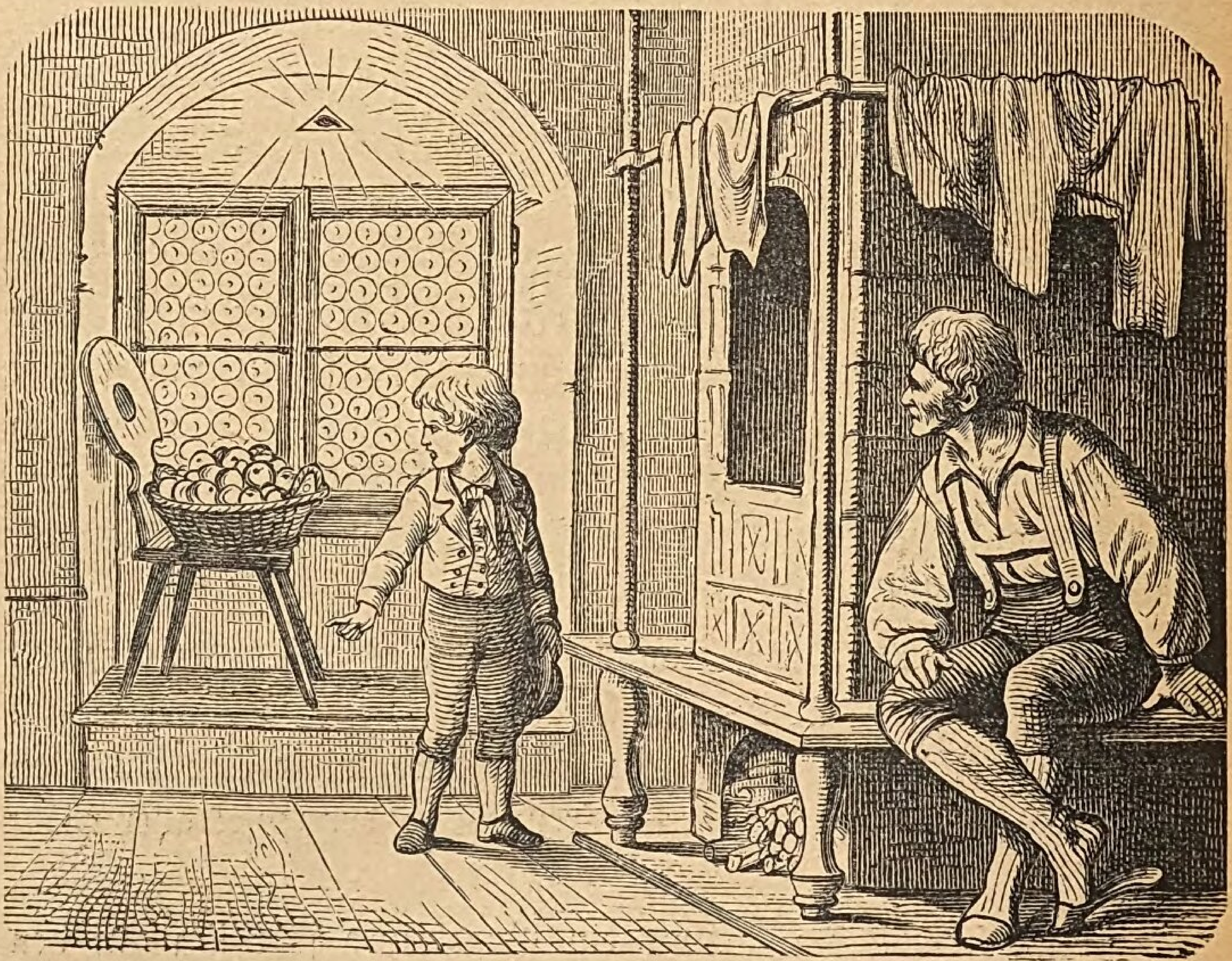
Nun schau! Da kommt ein Vogel und setzt sich auf den Baum hinauf. Ei, Vogel, du mußt singen; gewiß, gewiß, das weckt ihn auf! Der Vogel wetzt den Schnabel und singt ein Lied so wundernett, und singt aus voller Kehle; der Apfel rührt sich nicht im Bett.

Und wer kam nun gegangen? Es war der Wind, den kenn' ich schon; der küßt nicht und der singt nicht, der pfeift aus einem andern Ton. Er stemmt in beide Seiten die Arme, bläst die Backen auf und bläst und bläst, und richtig — der Apfel wacht erschrocken auf und springt vom Baum herunter grad' in die Schürze von dem Kind; das hebt ihn auf und freut sich und ruft: Ich danke schön, Herr Wind!

86. Der Knabe vor dem Apfelkorbe.

Ägidius Jais.

Ein Knabe ging in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und bemerkte daselbst keinen Menschen, wohl aber sah er bei dem



Fenster einen Korb voll Äpfel stehen. Das sind schöne Äpfel, dachte er bei sich, ging näher hinzu und sah sie begierig an; ja, er griff schon nach dem Korbe und wollte einen Apfel

nehmen. Aber, nein! sagte er, dies ist nicht recht, dies darf ich nicht thun; wenn mich da schon niemand sieht, so sieht mich doch Gott; er weiß ja alles! Er ließ Korb und Äpfel stehen und wollte gehen. Halt, bleib! rief nun jemand in der Stube. Wie da der Knabe erschrocken ist! — und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gesessen war, auf ihn zuging. Fürchte dich nicht, sagte der Greis zu dem Knaben, du bist ein gutes Kind. Weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt Äpfel, so viel du willst, und merke dir dein Leben lang:

Wo ich bin und was ich thu',
sieht mir Gott mein Vater zu.

87. Die Äpfel.

Christoph von Schmid.

Georg, ein leichtsinniger Knabe, sah eines Morgens aus einem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten roten Äpfel im Grase liegen. Er lief geschwind hinüber, schlüpfte durch eine Lücke des Zaunes in den Garten und stopfte alle Taschen in Rock und Weste voll Äpfel.

Allein plötzlich kam der Nachbar mit einem Stecken in der Hand zur Gartenthür herein. Georg sprang, so schnell er konnte, dem Zaune zu und wollte eilends wieder hinauskriechen.

Aber — o weh! wegen seiner vollgestopften Taschen blieb er in der engen Öffnung stecken. O, wie erschrak er, daß er ertappt worden! Wie

schämte er sich, vor dem Nachbarn als ein Dieb dazustehen!

Er mußte die gestohlenen Äpfel wieder zurückgeben, und der Nachbar sprach, indem er ihm mit dem Stecken einige derbe Streiche versetzte:

Das fremde Gut, das du genommen,
läßt dich der Strafe nicht entkommen.

88. Des Kirschbaums Gäste.

Ernst Lausch.

Der Kirschbaum grünt an Zweig und Ast,
da hat er auch schon einen Gast.
Am jungen Grün und zarten Blatt
frißt sich das Räuplein voll und satt.

Der Kirschbaum blüht an Zweig und Ast,
da hat er wieder einen Gast.
Das Bienchen findet Honigseim
und trägt ihn in die Zellen heim.

Und sind der Wochen sechs vorbei,
so kommen gar der Gäste zwei.
Kennst du sie wohl? Sag es geschwind!
Es ist das Spätzlein und — das Kind.

89. Die Kirschen.

Christoph von Schmid.

Sabine hatte ein eigenes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus; denn sie räumte es nicht auf, und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntage nachmittags war sie eben mit dem Ankleiden fertig geworden und wollte ausgehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbars ein Körbchen voll großer schwarzer Kirschen.

Weil nun Tisch und Fenster voll von Kleidungsstücken und anderen Sachen lagen, stellte Sabine das Körbchen einstweilen auf den mit blauem Seidenzeuge überzogenen Sessel und ging dann mit ihrer Mutter nach einem benachbarten Dorfe.

Abends spät kam sie sehr ermüdet auf ihr Zimmer zurück und eilte sogleich einem Sitze zu. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, so fuhr sie plötzlich wieder auf und that vor Schrecken einen lauten Schrei; denn sie hatte sich gerade mitten in das aufgehäufte Körbchen gesetzt. Die Mutter eilte auf den Schrei mit einem Lichte herbei. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt; der Kirschensaft floß von allen Seiten über den Sessel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war so übel zugerichtet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war.

(Gekürzt.)

90. Pflaumenschütteln.

Friedrich Güll.

Dort oben auf dem Baume — gebt acht! —
da sitzt versteckt die Pflaume und lacht.
Nun stellt euch alle unter
den Baum und rüttelt munter
und schüttelt sie herunter.

Und fällt sie auf den Rasen, so tappt;
fällt sie euch auf die Nasen, so schnappt;
fällt sie euch in die Taschen,
braucht ihr sie nicht zu haschen
und könnt nach Lust sie naschen.

91. Das Veilchen.

Nach Hermann Wagner.

Im Herbste steht das Veilchen verlassen und einsam draußen an der Hecke; kein Mensch mag es suchen.

Dann kommt der kalte Winter; Schneeflocken fallen, und der rauhe Wind fährt über die Felder. Das Veilchen müßte erfrieren, wenn es die Sträucher nicht mit ihren abgefallenen Blättern zugedeckt hätten. Es schläft und weiß nichts davon, daß die Kinder Schlitten fahren und mit Schneeballen werfen.

Doch wenn der Frühling kommt, wenn der Schnee schmilzt und die Luft wieder wärmer wird, dann wacht das Veilchen auf. Es streckt sich und reckt sich, und bald wachsen ihm neue Blättchen. Schön grün sind sie, und zierlich geformt ist jedes, wie ein Herz. Am Rand hat jedes Blatt kleine Zähne. Danach schauen aber die Kinder nicht, sie suchen die Blüte. Aus fünf blauen Blättern besteht sie. Mitten drin sind goldgelbe Fäden und ein Stempel. Aber etwas sehen sie nicht, und doch ist ihnen das am Veilchen das liebste: sein köstlicher Duft. Jubelnd tragen sie das Blümchen heim und pflanzen es ins Gärtchen, pflegen es, bis es verblüht, oder pflücken es zum duftenden Sträußchen, zu einem Geschenk für Vater und Mutter.

92. Der Stachelbeerstrauch.

K. Francke.

Neues Leben regt sich in der Natur. Der Stachelbeerstrauch entfaltet seine glänzend grünen, zusammengedrängten Blätter. Unter den Blättern tritt gleich das rötliche Köpfchen der Blütenknospe mit hervor. Hat die Aprilsonne einige Tage warm geschienen, so ist der Strauch über und über grün, und die jetzt aufgeklappten Blüten geben den summenden Bienen Nahrung. Nun entwickeln sich die länglichen oder

runden Früchte, die an Größe und Farbe verschieden sind. Anfangs hart und sauer, werden sie später weich und recht wohlschmeckend. Damit die Beeren nicht voreilig und unreif gepflückt werden, hat der Strauch seine Zweige mit spitzen Stacheln besetzt. Manch' übereilter und verstohlener Griff wird von den spitzen Wächtern blutig zurückgewiesen. Noch mehr als lüsterne Knaben schaden dem Strauche in manchen Jahren die Insekten, namentlich kleine Raupen, die ihn oft schon im Frühlinge bis auf die Zweige kahl fressen, so daß er wie abgestorben aussieht.

Die Früchte des Stachelbeerstrauches erfreuen sich großer Beliebtheit bei den Kindern. Auch die Mutter weiß die Beeren für den Haushalt aufs beste zu verwenden.

93. Der große Krautkopf.

Christoph von Schmid.

Zwei Handwerksburschen, Joseph und Benedikt, gingen an einem Krautacker vorbei. Sieh doch, sagte Joseph, was für große Krautköpfe das sind! Ei, sagte Benedikt, der gern prahlte, die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer als das Pfarrhaus dort. Joseph, der ein Kupferschmied war, sprach hierauf: Das will viel sagen. Indes habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß wie jene Kirche.

Aber um des Himmels willen! rief Benedikt, wozu hatte man denn einen so großen Kessel nötig?

Joseph sagte: Man wollte deinen großen Krautkopf darin sieden.

Benedikt sagte beschämt: Nun seh' ich erst, wo das hinaus will. Du hältst es sonst immer mit der Wahrheit und hast jetzt nur so geredet, um meine prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen lassen; denn:

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
der wird mit gleicher Münz' bezahlt.

94. Das Bienchen im Frühling.

Wilhelm Curtman.

Es war Frühling geworden. Die Sonne hatte den Schnee von den Bergen weggeschienen; die grünen Grasspitzen kamen aus den welken Halmen hervor; die Knospen der Bäume brachen auf und ließen schon die jungen Blättchen durchscheinen.

Da wachte das Bienchen aus seinem tiefen Schlafe auf, worin es den ganzen Winter gelegen hatte. Es rieb sich die Augen und weckte seine Kameraden. Sie öffneten die Thüre und sahen, ob das Eis und der Schnee und der Nordwind fortgegangen wären. Und siehe, es war überall heller und warmer Sonnenschein. Da schlüpften sie heraus aus dem Bienenkorb, putzten die Flügel ab und probierten wieder zu fliegen. Sie kamen zum Apfelbaum und fragten: Hast du nichts für die Bienchen? Wir haben den ganzen Winter nichts gegessen. Der Apfelbaum sagte: Nein, ihr kommt zu früh zu mir; meine Blüten stecken noch in der Knospe, und sonst habe ich nichts. Geht hin zur Kirsche! — Da flogen sie zu dem Kirschbaume und sagten: Lieber Kirschbaum, hast du keine Blüten für uns hungrige Bienchen? Der Kirschbaum antwortete: Kommt morgen wieder, heute sind meine Blüten noch alle geschlossen. Wenn sie offen sind, sollt ihr willkommen sein. — Da flogen sie zur Tulpe; die hatte zwar eine große, farbige Blume, aber es war weder Wohlgeruch noch Süßigkeit darin; die Bienchen konnten keinen Honig dort finden. — Da wollten sie schon wieder traurig und hungrig nach Hause zurückkehren, als sie ein dunkelblaues Blümchen an der Hecke stehen sahen.

Es war das Veilchen; das wartete ganz bescheiden, bis die Bienchen kamen. Dann aber öffnete es ihnen seinen

Kelch; der war voll Wohlgeruch und voll Süßigkeit, und die Bienchen sättigten sich und brachten noch Honig mit nach Hause.

95. Die Biene.

Friedrich Güll.

1. Da steht das kleine Bienenhaus.
Die Bienchen ziehen ein und aus,
die kleinen, muntern Leute.
Sie fliegen nach den Blumen hin
und suchen süßen Honig drin
mit rechter Lust und Freude.

2. Schmeckt's ihnen gut, so summen sie;
ist's Blümlein leer, so brummen sie
und fliegen fort im Jagen,
und haben sie sich satt geleckt,
dann wird noch Honig eingesteckt,
so viel sie können tragen.

3. Sie schleppen ihn zu ihrem Haus
und packen ihn dort eilig aus
und ruhen eine Weile.
Dann putzen von den Flügelein
den Staub sie ab gar fein und rein
und fliegen fort in Eile.

4. So geht es fort den ganzen Tag,
bis kühl der Abend kommen mag;
es sind gar fleiß'ge Leute.
Und ist ihr Haus auch nur von Stroh,
so sind sie dennoch immer froh
und summen stets voll Freude.

5. Sie machen kleine Fäßlein sich
von weißem Wachs gar säuberlich,
die sie voll Honig tragen.
Und kommt der rauhe Winter dann,
so zapfen sie die Fäßlein an
und trinken mit Behagen.

6. Doch wenn der Winter kaum vergeht,
die Frühlingsluft erst linde weht
und Veilchen blühen wieder,
da kommt aus seinem kleinen Haus
das Bienchen auch geschwind heraus,
fliegt emsig auf und nieder.

96. Das Vogelnest.

Lorenz Kellner.

Franz fand im Garten auf einer Hecke ein Vogelnest. Jubelnd lief er zum Vater, holte diesen in den Garten und zeigte ihm seinen Fund. Siehe nur, rief der glückliche Knabe, siehe nur das zarte, weiche Nestchen von Moos und Wolle und darin die drei niedlichen, rotgetüpfelten Eier! Ich möchte diese Eier ausnehmen und damit spielen; darf ich wohl, Vater? — Nein, lieber Franz, antwortete dieser, laß nur die Eier darin liegen; du erlebst dann noch mehr Freude. — Franz ließ sie liegen, ging aber am andern Tage wieder hin und fand nun gar vier Eier. Er erzählte dies dem Vater wieder, und dieser sagte: Nun bleibe einmal vierzehn Tage von dem Nestchen weg; dann aber will ich selbst wieder mit dir hingehen.



Das geschah, und wie sehr freute sich Franz, als er jetzt mit dem Vater herzutrat und anstatt der Eier vier kleine, nackte Vögelchen erblickte. Die sperrten die Schnäbel auf, als wollten sie Futter haben. Vater und Sohn traten jetzt auf die Seite. Da kam bald die Mutter der Vögelchen und

hatte ein Würmlein im Schnabel, mit dem sie die Kinderchen fütterte. Siehst du, sagte der Vater, hättest du damals die Eier ausgenommen, so würdest du jetzt diese Freude nicht haben.

Täglich ging nun Franz zu seinem Neste, bis die Vögelchen größer wurden und endlich fortflogen. — Im andern Jahre aber kamen die Alten wieder und bauten ihr Nest in dieselbe Hecke.

97. Die Fliegen und die Ameisen.

Johann Staub.

Neben dem Garten meines Vaters war ein großes Ameisennest. Die kleinen, krabbeligen Tierchen arbeiteten während des Sommers den ganzen Tag und trugen Sämereien, Körner, Mücken und allerlei in ihre Grube und wurden gar nicht müde. Ganz nahe dabei war ein schönes Blumenbeet. Da summte immer eine Menge Fliegen herum und flog gar lustig von Blume zu Blume. Ich hatte diesen Tieren manche Stunde zugeschaut, und da ich noch ein kleiner Bube war, so sagte ich zu meinem Vater: Die Ameisen müssen doch recht einfältig sein, daß sie sich bei so schönem Wetter so plagen und nicht wie die klugen und glücklichen Fliegen sich ihres Lebens freuen.

Da kamen aber kalte und frostige Nächte, und der Vater führte mich eines Tages in den Garten. O weh! Da lagen die Fliegen alle tot oder sterbend auf dem Boden herum, und von den Ameisen war gar nichts zu sehen. Der Vater sagte: Die Fliegen sind tot; denn sie waren zu faul, um zu arbeiten und Vorrat für böse Zeiten einzusammeln. Die Ameisen aber leben alle frisch und gesund tief in ihrem Neste und genießen nun, was ihr Fleiß den Sommer über gesammelt hat. Froh und munter wirst du sie wieder sehen, sobald es wieder warmes Wetter gibt.

98. Das Würmchen.

Wilhelm Hey.

Keinem Würmchen thu ein Leid!
Sieh, in seinem schlichten Kleid
hat's doch Gott im Himmel gern,
sieht so freundlich drauf von fern,
führt es zu dem Grashalm hin,
daß es ißt nach seinem Sinn,
zeigt den Tropfen Tau ihm an,
daß es satt sich trinken kann,
gibt ihm Lust und Freudigkeit.
Liebes Kind, thu ihm kein Leid!

Der Wohnort.

99. Die Stadt.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Nun kommt, Kinder, wir wollen in die Stadt gehen und uns da umschauen! Da stehen viele, viele Häuser von mannigfacher Art. Manche davon sind sehr groß und stattlich und zählen drei, vier und noch mehr Stockwerke. Statt einer Kirche treffen wir, wenn die Stadt größer ist, deren mehrere und oft sehr prachtvolle an. Ebenso fehlt es nicht an andern schönen und großen Gebäuden. Die Häuser stehen in regelmäßigen Reihen und bilden Straßen und Gassen; diese sind gewöhnlich gepflastert, damit der Regen den Weg nicht aufweichen und schmutzig machen kann. Auch ist ein großer Platz in der Stadt; man nennt ihn den Marktplatz. Hier wird von Zeit zu Zeit Jahrmarkt oder Dult gehalten. Da werden viele Buden aufgeschlagen, und aus der Nähe und Ferne kommen Verkäufer; die legen ihre Waren in den Buden aus; dann stellen sich auch die Käufer

ein, und jeder sucht sich von den Waren aus, was er gerade nötig hat und bezahlen kann. Wer ein paar Pfennige erspart hat, darf sich wohl auch ein Spielzeug kaufen. Der Kaufmann in der Spielbude ruft:

Liebe Kindlein, kauft ein!
Hier ein Hündlein, hier ein Schwein,
Trommel und Schlegel, ein Reitpferd und Wägel,
Kugel und Kegel,
Kistchen und Pfeifer, Kutscher und Läufer,
Husar und Schweizer! Nur ein paar Kreuzer,
Ist alles dein! Kindlein, kauft ein!

100. Die Kirche.

Ludwig Solereders Lesebuch.

Es ist Sonntagsmorgen. Der Himmel ist blau, die Luft mild und klar. Vom Turme her läuten die Glocken. Sie rufen die Beter zur Kirche. Das klingt so hell weithin durchs Land. Die Leute kommen in Festkleidern aus den Häusern; sie schreiten der Kirche zu. Über den Kirchhof wandeln sie hin. Da ist es still und feierlich. Unter der Erde ruhen die gestorbenen Menschen neben einander, alt und jung, reich und arm. Auf den Gräbern nicken Nelken im Winde, als wollten sie sagen: Schlaft nur, ihr lieben Menschen da unten; es wird auch ein Tag kommen, an welchem ihr wieder aufwachet. Wir Blumen wissen das.

Die Thore der Kirche sind weit geöffnet. Auf hohen Säulen ruht das Gewölbe. Durch die hohen Bogenfenster strömt das Sonnenlicht. Hell fällt es auf den Altar, die Kanzel, den Taufstein und auf die Bilder und Fahnen. Aus silberner Ampel verstreut das „ewige Licht“ seine milden Strahlen durch den geheiligten Raum. In dem Schiff der Kirche stehen die Beter, dem Altar voll Andacht zugewendet. Von dem Chor ertönt der Klang der Orgel; frommer Gesang

rauscht durch die heiligen Räume. Der Pfarrer hält den Gottesdienst; er verkündet das Wort Gottes.

Die Kirche ist das Haus des Herrn.

Hoch über das Kirchendach ragt der schlanke Turm empor. Da hängen in den Glockenstühlen an eisernen Bändern die großen Glocken. Sie verkünden die Stunden bei Tag und Nacht; sie rufen die Beter zur Kirche; sie tönen bei Fest- und Freudentagen der Menschen; sie verkünden Feuer und Gefahr; sie lassen ihre Trauerklänge erschallen, wenn der Mensch zu Grabe getragen wird.

Steigt man über die engen Stiegen und Leitern in den Turm empor, so kommt man an der Turmuhr vorüber. Ticktack! Ticktack! tönt es da in gleichmäßig langsamem Gange durch den stillen Raum. Aber wenn die Stunde abgelaufen ist, da rasselt und prasselt das ganze Uhrwerk, als sollte der Turm einfallen, und der Hammer schlägt dröhnend die Zahl der Stunden an die Glocke.

Auf der Turmspitze glänzt das Kreuz. Das schimmert noch im Abendrot, wenn es unten auf den Straßen schon dunkel zu werden anfängt.

101. Die Kinder am Grabe des Vaters.

Karl Enslin.

1. Ei, grüß' dich Gott, lieb Schwesterlein!
wo gehst du hin so ganz allein?
Dort zu dem Hügel geh' ich hin,
will seh'n, ob meine Röslein blüh'n!

2. Da geh' ich mit, bin gerne dort;
gar schön ist's an dem stillen Ort!
Sie schreiten ernst und Hand in Hand
hin zu des Hügels Blumenrand.

3. Die roten Röslein festlich blüh'n;
die frommen Kinder schweigend knien.
In jedem Aug' ein Thränlein steht,
in jedem Herzen ein Gebet.

4. Die Thränen flossen still herab
auf eines guten Vaters Grab.
Und das Gebet? Es stieg hinauf;
Gott nahm es wohlgefällig auf.

102. Der liebe Gott.

Haesters Fibel.

Wo wohnt der liebe Gott, Mütterchen, der die Blumen wachsen läßt und die Bäume, wie du mir gesagt hast? So fragte der kleine Gustav seine Mutter.

Die Mutter antwortete: Der liebe Gott wohnt im Himmel. Aber er ist auch bei uns auf der Erde. Er ist groß an Güte; denn er liebt uns, und wir sind alle seine Kinder.

Bin ich auch sein Kind? fragte Gustav. Ja wohl, sagte die Mutter. Er hat auch dich sehr lieb und läßt auch für dich die Früchte wachsen und die Sonne scheinen. Er wacht über dich, wenn du schläfst, und behütet dich, wenn du gut bist.

Ich will recht gut sein und den lieben Gott recht von Herzen lieb haben, sprach Gustav.

Das thu, liebes Kind! sagte die Mutter. Dann hast du Freude. Vater und Mutter haben an dir Freude, und der liebe Gott freut sich auch über dich.

103. Alle Menschen müssen arbeiten.

Nach Hugo Weber.

Die Sonne geht auf. Überall in Stadt und Land erheben sich die Menschen vom Lager.

Die Köchin kocht den Kaffee; die Mutter zieht die Kinder an; der Vater rüstet sich zur Arbeit. Die nachts so stillen Straßen beleben sich. In Scharen erscheinen die Arbeiter in den Fabriken, auf den Bauplätzen und in den Werkstätten. Der Landmann begibt sich mit seinen Dienstboten auf den Acker und auf die Wiese.

Der Maurer greift zur Kelle, der Zimmermann zur Axt, der Schlosser zur Feile, der Schmied zum Hammer, der Tischler zum Hobel, der Schneider zur Nadel, der Schuhmacher zum Leisten, der Bauer zum Pfluge, der Kutscher zur Peitsche, der Gärtner zum Spaten, der Schreiber zur Feder, der Maler zum Pinsel, der Gelehrte zum Buche.

Der Arzt eilt zum Kranken, der Kaufmann in seinen Laden, der Lehrer zur Schule, der Richter auf das Gericht, der Bürgermeister auf das Rathaus, der Beamte in das Amtszimmer, der Fremde zur Eisenbahn, der Soldat auf den Exerzierplatz.

Ja, mein Kind, alle Menschen müssen arbeiten, der eine auf diese, der andere auf jene Weise, der eine körperlich, der andere geistig. Ohne Arbeit gibt es keine Nahrung, keine Kleidung, keine Wohnung, keine Gesundheit, keine Freude, kein Glück. Die Arbeit ist Gottes Wille.

104. Der alte Schmied.

Wilhelm Curtman.

Neben dem Hause meiner Eltern wohnte ein alter Schmied, ein gar guter Mann, obgleich er schwarz im Gesichte aussah, so daß manche Kinder sich vor ihm fürchteten. Ich fürchtete mich aber nicht, sondern ging alle Tage zu ihm und sah ihm zu, wie er in seiner Werkstatt arbeitete.

Er zog einen großen Blasbalg, daß dieser sauste und das Feuer anblies. In das helle Feuer legte er Eisen und ließ es darin liegen, bis es glühend wurde. Dann packte

er es mit einer eisernen Zange an und legte es auf einen großen eisernen Klotz, den er seinen Amboß nannte. Nun nahm er den Hammer in die rechte Hand und schlug damit auf das glühende Eisen, daß die Funken umherfuhren. Da mußte ich ein wenig zurückgehen, weil die Funken mir sonst die Kleider verbrannt hätten.

Bald schmiedete er große Nägel, bald Hufeisen für die Pferde, bald Reife um die Wagenräder. Alles hämmerte er auf seinem Amboß. Einmal machte der Schmied uns eine neue Kette an den Ziehbrunnen, als die alte abgerissen und der Eimer in den Brunnen gefallen war. Ich mußte ihn rufen, und er kam mit seinem ledernen Schurzfelle und mit einem eisernen Haken, um den Eimer aus dem Brunnen zu fischen. Jetzt ist der fleißige Mann schon lange tot.

105. Der Schuhnagel.

Christoph von Schmid.

Der fleißige Nagelschmied Ohnerast saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte und hämmerte darauf los, daß die Funken umhersprühten.

Der Sohn seines reichen Nachbars, des Herrn von Berg, kam täglich herüber und sah ihm oft stundenlang zu.

Lernen Sie zum Zeitvertreibe auch einen Nagel machen, junger Herr, sagte einst der Nagelschmied; denn wer weiß, wozu dies einmal gut ist.

Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Amboß und erwarb sich bald die Geschicklichkeit, daß er einen guten, brauchbaren Schuhnagel zustande bringen konnte.

Der alte Herr von Berg starb; der Sohn aber verlor durch den Krieg seine Güter und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In diesem Dorfe lebten mehrere Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel

in die Stadt trugen und sie oft für ihr teures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Soldaten gefertigt.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend ging, erinnerte sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm behilflich sein wollten, eine Werkstätte zu errichten. Sie halfen ihm dazu, und nun ernährte er sich reichlich.

Es ist doch gut, sagte er oft, wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste als mein Landgut, das mir nicht für fünfhunderttausend Gulden feil gewesen wäre.

Ein Handwerk, welches man recht kann,
ernähret sicher seinen Mann.

106. Der Bäcker.

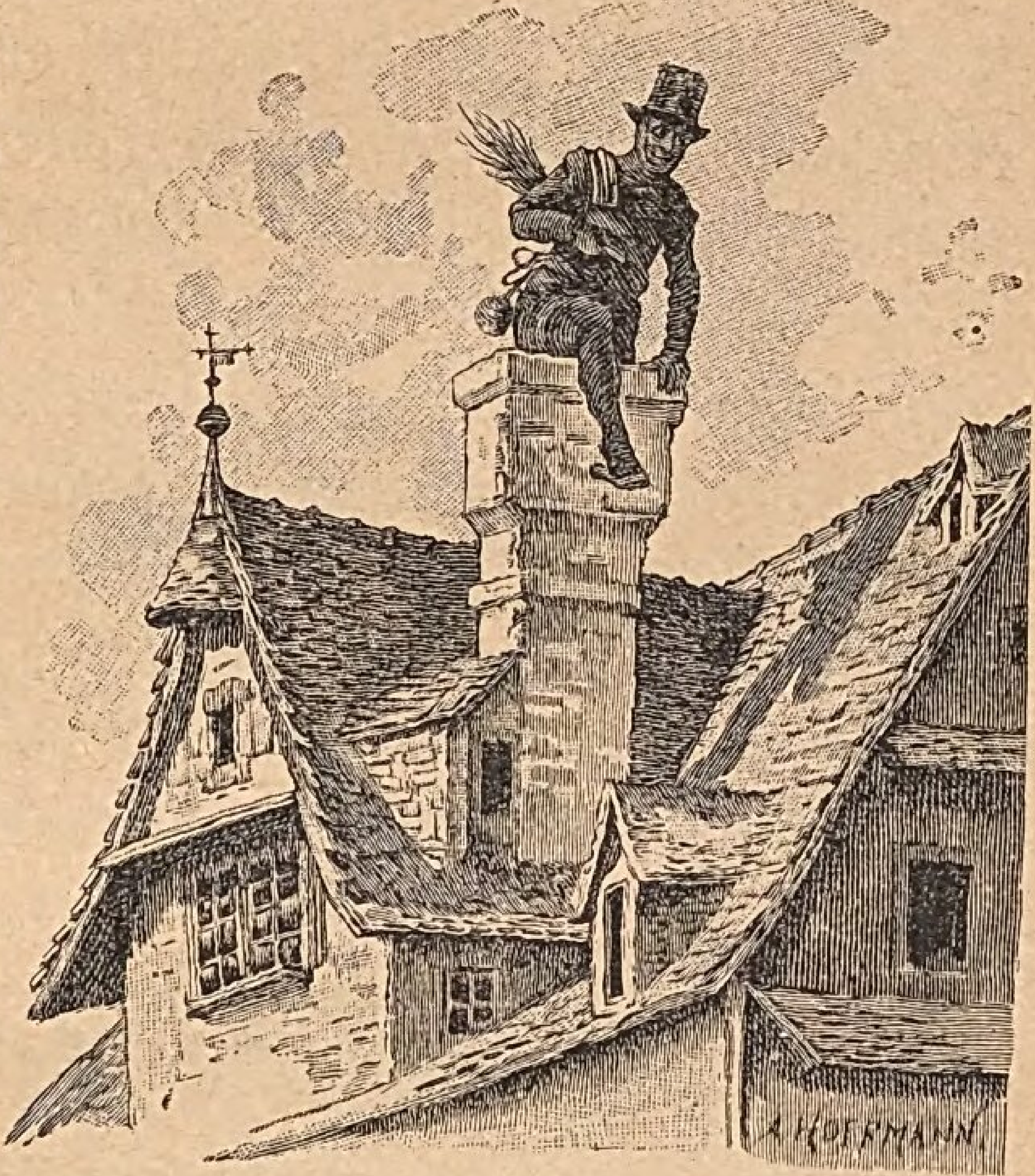
Reinelts Lesebuch.

Wenn alles schläft in stiller Nacht,
der Bäcker bei der Arbeit wacht.
Lehrburschen und Gesellen,
sie ordnen, sie stellen
und bringen herbei
Mehl, Hefe und Ei,
Milch, Wasser und Salz,
auch Butter und Schmalz.
Es wird geknetet und gewogen,
gerollt, geformt und gebogen
zu Kipfeln, Bretzeln, groß und klein;
auch Kuchen, Zwieback, grob und fein,
muß alles in den Ofen kommen,
und fertig wird's herausgenommen.
Wenn's Kindlein dann vom Schlaf erwacht,
ist's Frühstück schon zurechtgemacht.

107. Der Kaminkehrer.

A. Lohmann.

Morgen wird gekehrt! rief ein Mann ins Zimmer herein. Die Kinder erschraken ordentlich; denn er war ganz schwarz, so schwarz, daß ihnen wirklich bange wurde. Das war der Kaminkehrer. Aber die Mutter sagte: Der Mann thut euch nichts; morgen sollt ihr ihm zusehen.



Und als nun am andern Tage der schwarze Mann wieder kam, da liefen die Kinder rasch in die Küche und paßten auf, wie Meister Kaminkehrer den Kamin kehrte. Auf der einen Schulter hatte er ein großes, krummes Eisen, auf der andern eine schwere, eiserne Kugel hängen, und in der Hand hielt er einen großen Besen und eine Leiter. Nun setzte er die Leiter auf den Feuerherd, und — eins, zwei, drei! ist er verschwunden. Wo mag er nur geblieben sein? — Hört ihr ihn dort klopfen und kratzen? — Seht nur, wie der schwarze Ruß aus dem Schornsteine herabfällt und den ganzen Herd bedeckt! Doch nun kommt rasch auf die Straße! Wir müssen sehen, ob der Kaminkehrer nicht oben zum Kamine herausschaut. Richtig, da ist er schon mit seinem kohlschwarzen Gesichte und blickt vergnügt ins Freie. Das dauert aber nicht lange; schnell steigt er wieder herab, geht in ein anderes Haus, um auch dort den Schornstein zu reinigen.

108. Der Tischler.

Karl Nacke.

Der Nachbar zu unserer Rechten ist ein Tischler, ein fleißiger Mann, der von früh morgens bis spät abends in seiner Werkstatt hobelt, hämmert und sägt. Er hat ein Büblein von acht Jahren, das auch ein Tischler werden will, wenn es erst groß ist.

Da hat ihm der Vater zu Weihnachten eine große Freude gemacht. Denn als es am heiligen Abend in die erleuchtete Stube trat, siehe, da stand neben dem Christbäumchen eine ganz kleine Hobelbank mit dem niedlichsten Handwerkszeug. Da waren kleine Sägen, Hobel, Stemmeisen, Hämmer, Zangen, Bohrer, ein Leimtiegel, ein Maßstab, ja selbst ein Bleistift, wie ihn der Tischler gebraucht.

Sogleich hat sich das Büblein eine kleine Werkstatt eingerichtet, und nun sägt, hobelt, stemmt, bohrt und hämmert es, daß es eine Freude ist. Es will sich einen kleinen Tisch, einen Stuhl, eine Bettlade und einen Schrank verfertigen.

109. Die Soldaten.

Georg Nikolaus Marschall.

Wenn Kinder vom Lande in eine große Stadt kommen, so können sie zuerst sich gar nicht satt sehen an all den Herrlichkeiten, von welchen man auf dem stillen Dörfchen draußen nichts weiß.

Was ihnen aber am besten gefällt, das sind die Soldaten. Wenn diese aufziehen, dann haben besonders die Knaben für nichts anderes mehr Aug und Ohr.

Es ist aber auch eine wahre Pracht, eine Truppenabteilung einhermarschieren zu sehen.

Da kommt ein Regiment zu Fuß. Voran ziehen die Trommler und die Musik. Wie das wirbelt und klingt!

Es reißt auch uns mit fort. Wir können nicht mehr ruhig stehen bleiben und müssen auch nebenher schreiten. Wie da alle Reihen nach dem Takte der Trommeln oder der Musik in gleichem Schritt und Tritt marschieren, daß der Zug nur so hin und her wogt! Wie blitzen die gezogenen Degen der Offiziere und die Gewehre der Soldaten im hellen Sonnenschein!

Wie schmuck sieht es aus, daß alle Soldaten gleich gekleidet sind! Wie schön stehen die Helme mit den blinkenden Spitzen! Auf dem Rücken trägt jeder Soldat den Tornister, um den Leib geschnallt die Patrontasche, zur linken Seite ein kurzes Seitengewehr, auf der rechten Schulter das Schießgewehr mit dem Bajonett.

Und erst wenn die Reiter kommen! In der rechten Hand halten sie den blanken Säbel, während sie mit der linken das Pferd am Zaume lenken. Und die Reitpferde sehen ganz anders aus als die Bauerngäule vor dem Pfluge. Keck halten sie die Köpfe emporgerichtet, als ob sie ordentlich stolz auf ihre Reiter wären.

In mancher Stadt kann man auch Kanoniere auffahren sehen. Donnernd rasseln die schweren Geschütze einher, von vier oder sechs Pferden gezogen, dazwischen die bedeckten Wägen mit dem Schießbedarf — Pulver und Kugeln. Die Kanoniere sind stattliche, kräftige Leute, und sie schauen gar ernst aus in ihren dunklen Uniformen.

Im Kriege haben sie einen harten Stand; sie müssen kaltblütig und unerschrocken ihre Geschütze bedienen.

Ja, im Kriege ist es etwas ganz anderes als bei der Parade. Da muß der Soldat schwere Entbehrungen tragen und sein Blut und Leben für das Vaterland aufs Spiel setzen. Mit Recht werden auch die Krieger geehrt, welche mutvoll gekämpft haben, um feindliche Angriffe abzuweisen und das Vaterland zu schützen.

110. Der kleine Rekrut.

Friedrich Güll.

Wer will unter die Soldaten,
der muß haben ein Gewehr;
das muß er mit Pulver laden
und mit einer Kugel schwer.

Der muß an der linken Seiten
einen scharfen Säbel ha'n,
daß er, wenn die Feinde streiten,
schießen und auch fechten kann.



Einen Gaul zum Galoppieren,
und von Silber auch zwei Sporn,
Zaum und Zügel zum Regieren,
wenn er Sprünge macht im Zorn.

Einen Schnurrbart an der Nasen,
auf dem Kopfe einen Helm;
sonst, wenn die Trompeten blasen,
ist er nur ein armer Schelm.

111. Die Stadtmaus und die Feldmaus.

Nach Äsop.

Eine Stadtmaus ging spazieren und kam zu einer Feldmaus. Die that sich gütlich mit Eicheln, Gerste, Nüssen und womit sie sonst konnte. Aber die Stadtmaus sprach: Du bist eine arme Maus; was willst du hier in Armut leben? Komm mit mir; ich will dir und mir genug schaffen von allerlei köstlicher Speise.

Die Feldmaus zog mit ihr in ein herrliches Haus, in dem die Stadtmaus wohnte. Sie gingen beide in die Vorratskammern. Da war vollauf Brot, Käse, Speck, Würste, Butter. Da sprach die Stadtmaus: Nun iß und sei guter Dinge! Solche Speise habe ich täglich im Überflusse. Indes kommt der Kellner und rumpelt mit den Schlüsseln an der Thüre. Die Mäuse erschrecken und laufen davon. Die Stadtmaus fand bald ihr Loch; aber die Feldmaus wußte nirgends hin, lief ängstlich die Wand auf und ab und brachte kaum ihr Leben davon.

Als der Kellner wieder hinaus war, sprach die Stadtmaus: Es hat nun keine Not; laß uns wieder guter Dinge sein! Die Feldmaus antwortete: Du hast gut reden; du wußtest dein Loch schon zu finden, während ich schier vor Angst gestorben bin. Ich will dir sagen, was meine Meinung ist: Bleibe du eine reiche Stadtmaus und speise Würste und Speck; ich will ein armes Feldmäuslein bleiben und meine Eicheln essen. Du bist keinen Augenblick sicher vor dem Kellner, vor den Katzen, vor den Fallen; ich aber bin daheim froh und frei in meinem winzigen Feldlöchlein.

112. Das Dorf.

Robert Reinick.

Steht ein Kirchlein im Dorf, geht der Weg dran vorbei,
und die Hühner, die machen am Weg ein Geschrei.

Und die Tauben, die flattern da oben am Dach,
und die Enten, die schnattern da unten am Bach.

Auf der Brück' steht ein Junge, der singt, daß es schallt,
kommt ein Wagen gefahren, der Fuhrmann, der knallt.

Und der Wagen voll Heu, der kommt von der Wiese,
und oben darauf sitzt der Hans und die Liese.

Die jodeln und juchzen und lachen alle beid,
und das klingt durch den Abend, es ist eine Freud!

113. Der Bauersmann.

Max von Schenkendorff.

Wie nützlich ist der Bauersmann!
Er bauet uns das Feld.
Wer eines Bauers spotten kann,
der ist ein schlechter Held.

Noch eh' die liebe Sonne kommt,
geht er schon seinen Gang
und thut, was allen Menschen frommt,
mit Lust und mit Gesang.

Im Schweiße seines Angesichts
schafft er für alle Brot.
Wir hätten ohne Bauern nichts,
die Städter litten Not.

Und darum sei der Bauernstand
uns aller Ehre wert;
denn, kurz und gut, wo ist das Land,
das nicht der Bauer nährt?

114. Der Star.

Christoph von Schmid.

Der alte Jäger Moriz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Star, der einige Worte sprechen konnte. Wenn der Jäger rief: Stärlein, wo bist du? so antwortete der Star: Da bin ich!

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel besondere Freude und machte ihm öfters einen Besuch. Einmal kam Karl wieder; der Jäger war aber nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche und wollte damit fortschleichen.

Allein in dem Augenblicke kam der Jäger zur Thüre herein. Er wollte dem Knaben eine Freude machen und rief wie gewöhnlich: Stärlein, wo bist du? — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: Da bin ich!

Ein Diebstahl sei so schlau er mag,
er kommt oft seltsam an den Tag.

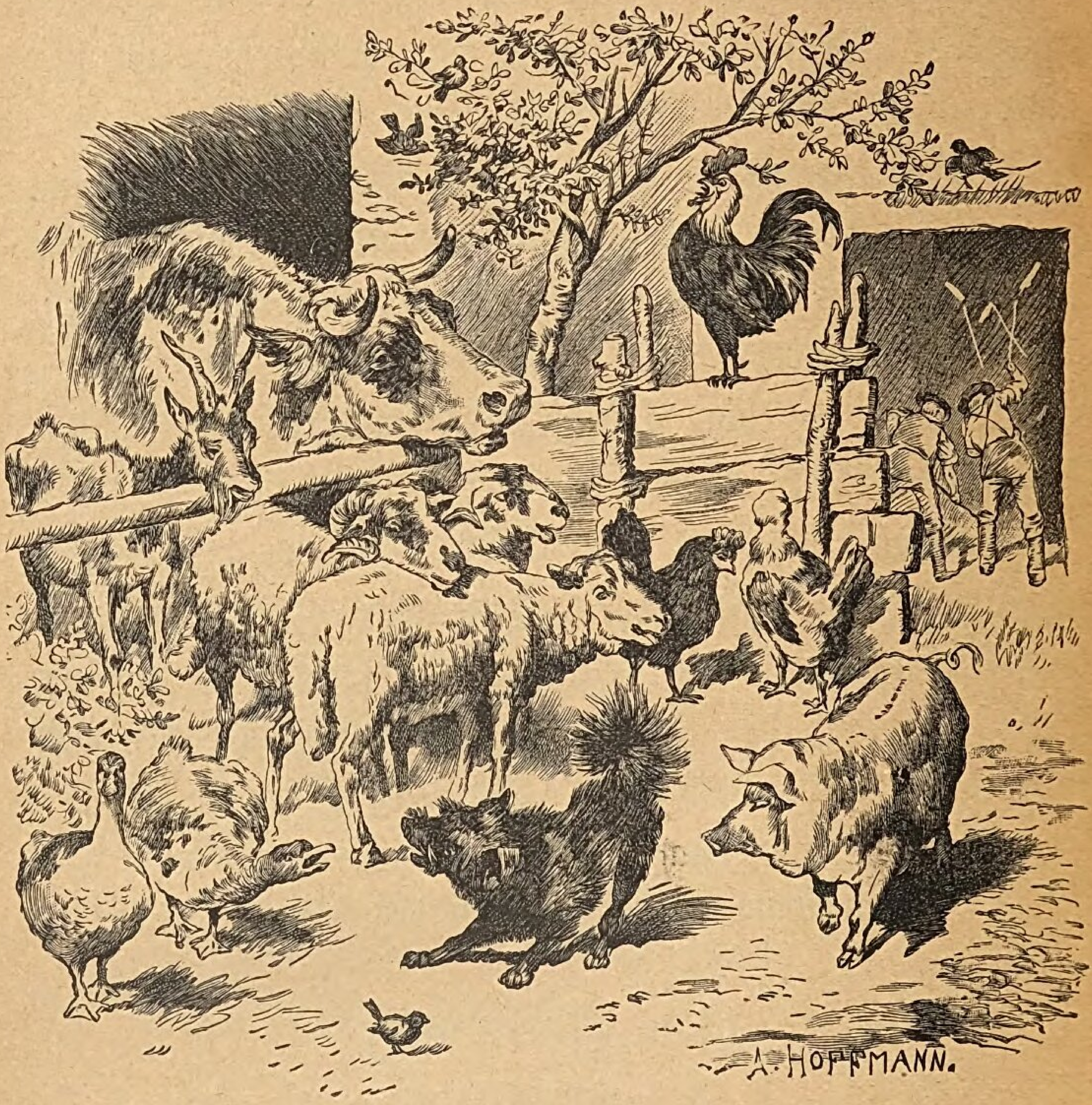
115. Dorfmusik.

Christian Dieffenbach.

1. Hoch auf dem Zaun der Gockelhahn
fängt die Musik mit Krähen an;
die Hühner stimmen lustig ein;
die Gans will auch nicht stille sein.

2. Die Ziege meckert in dem Stall;
es blöken laut die Schäflein all;
es bellt der Hund, und grunzend schrei'n
die Schweine alle, groß und klein.

3. Das Spätzlein selbst mit hellem Klang
stimmt an den lieblichsten Gesang;
im tiefsten Basse brummt dazu
im Stalle hier die alte Kuh.



4. Die Drescher in der Scheune dort,
sie schlagen flink in einem fort
den Takt dazu, daß laut es knallt
und weit durchs ganze Dorf hin schallt.

5. Das quiekt und schreit, das pfeift und summt,
das klopft und grunzt, das blökt und brummt! —
Wer hört je in der Stadt solch Stück? —
Das ist die lust'ge Dorfmusik!

116. Eile mit Weile!

Christoph von Schmid.

Ein Fuhrmann fuhr abends mit einem beladenen Wagen in größter Eile der Stadt zu. Komm ich noch vor Thorsperre in die Stadt? rief er einem Reisenden zu, an dem er vorbeijagte.

O ja, sagte der Reisende, wenn ihr langsamer fahrt. Der Fuhrmann dachte: Der Mensch ist nicht gescheit, peitschte auf seine Pferde los und fuhr noch schneller auf der holperigen Straße dahin. Plötzlich brach ihm ein Rad; der Wagen fiel um, und Kisten und Fässer lagen auf der Straße und im Graben. Der Reisende holte den Fuhrmann bald ein und sprach: Seht ihr nun, daß ich recht hatte. Ich komme zu Fuß noch wohl in die Stadt; ihr aber mit euren vier Pferden könnt sie heute nicht mehr erreichen. Ihr dachtet, mit eurem Eilen einige Pfennige zu ersparen, und habt nun einen Schaden von mehreren Thalern.

117. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

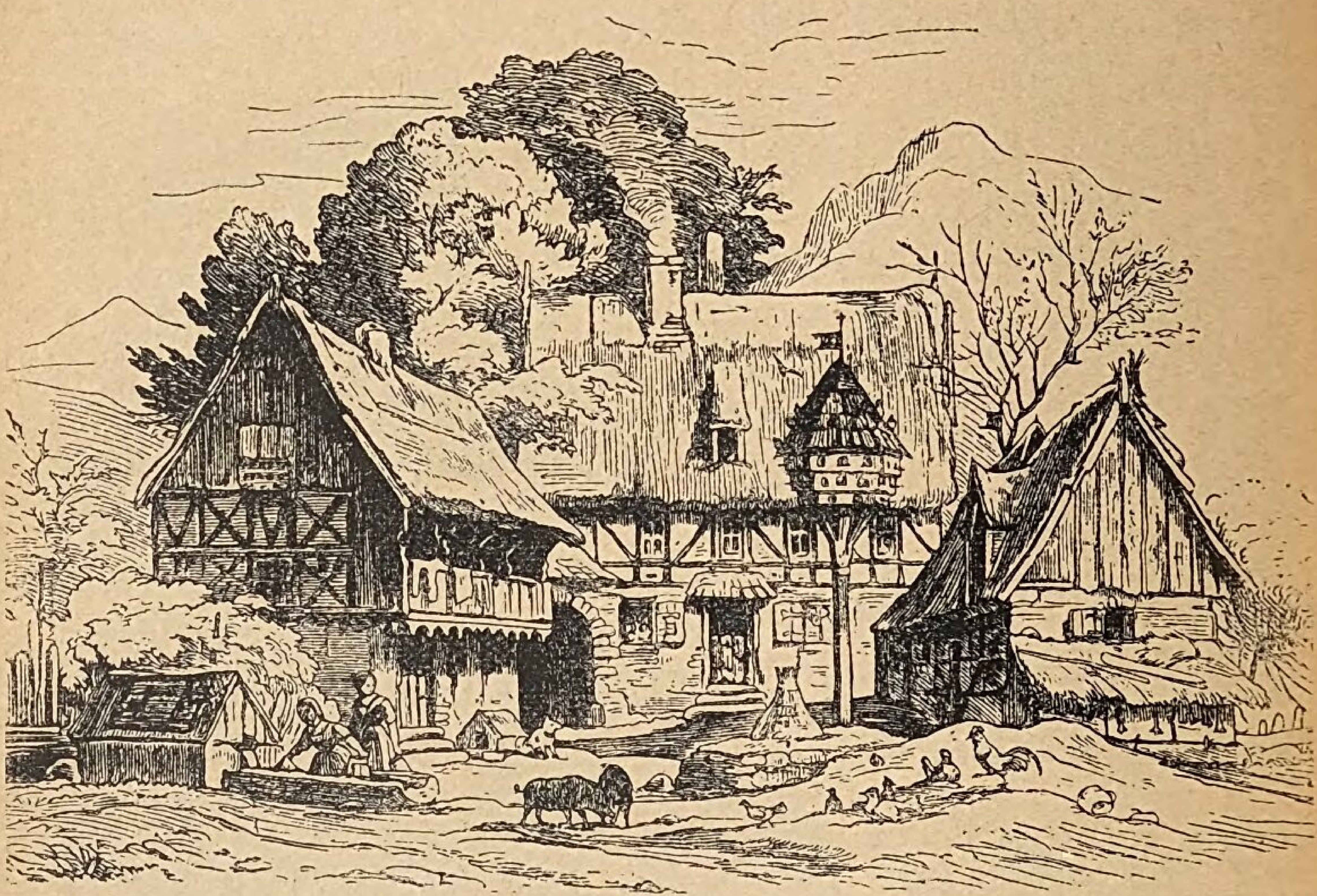
Friedrich Güll.

Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Hast 'nen großen Habersack,
hast viel Weizen und viel Kern,
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern.

Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Komm zu dir mit Sack und Pack,
komm zu dir nur, daß ich lern',
wie man ausdrischt Korn und Kern.

Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Ei, wie ist denn der Geschmack
von dem Korn und von dem Kern,
daß ich's unterscheiden lern'?

Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht:
Finklein, nimm dich nur in acht,
daß ich, wenn ich dresch' und klopf',
dich nicht treff' auf deinen Kopf!



Komm herein und such und lug,
bis du satt hast und genug;
daß du nicht mehr hungrig bist,
wenn das Korn gedroschen ist.

118. Die Armen.

Friedrich Güll.

Seh' ich wo ein armes Kind
oder einen kranken Mann,
sag' ich es daheim geschwind,
bring' ihm eilig, was ich kann:



Einen Pfennig, ein Stück Brot
oder auch ein warmes Kleid.
O, gar bitter ist die Not
und so kalt die Winterzeit!

119. Du sollst den Armen nicht verspotten.

Ägidius Jais.

Fritz war ein böser, unartiger Knabe. Einst spielte er auf der Straße, als eben ein armer, alter Mann an Krücken daherkam. Dieser hielt seinen Hut vor sich hin; wenn ihm jemand Geld oder ein Stück Brot hineinwarf, so dankte er freundlich. Fritz aber, anstatt Mitleid zu haben, nahm eine Hand voll Steine und warf sie in den Hut des armen Mannes. Als derselbe nichts weiter machte, schlug er ihm sogar den Hut aus der Hand. Denket euch, welch ein böser, böser Knabe!

Sein Vater sah alles das mit an. Er ließ den alten Mann holen, und beim Mittagessen durfte derselbe an Fritzens Platz sitzen, mit dessen Löffel essen und aus seinem Teller speisen. Fritz aber mußte sich auf den Boden setzen, und man gab ihm einen Stein anstatt des Essens, weil auch er dem Armen Steine statt Brot in den Hut geworfen hatte. Fritz weinte jetzt bittere Thränen und fühlte, wie weh es thut, nichts zu essen zu bekommen. Erst als der arme Mann selbst den Vater bat, er möchte Fritz an den Tisch sitzen lassen, durfte er neben dem Armen Platz nehmen. Fritz versprach nun unter Thränen, nie wieder einen Armen zu verspotten.

120. Der Stelzfuß.

Johann Straub.

Ein armer Mann, der einen Stelzfuß hatte, ging durchs Dorf an einer Schar Knaben vorüber. Der ungezogene Heinrich lachte über ihn, ging hinkend hinter ihm drein und spottete ihn aus.



Der Mann wandte sich um und schaute wehmütig auf den Spötter. Dann sagte er zu ihm: Knabe, ich habe als Soldat fürs Vaterland gestritten. Mein Bein habe ich in der Schlacht durch eine Kugel verloren. Dieser Stelzfuß verdient also deinen Spott nicht.

Die sanfte Rede drang in alle Herzen. Die Knaben zogen grüßend ihre Mützen ab vor dem Manne, und der schamrote Heinrich wagte nicht mehr aufzublicken. Er spottete nie wieder über einen Unglücklichen.

121. Denksprüche.

Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast!

Trink und iß; des Armen nie vergiß!

Arme Leute bringen einen Gruß vom lieben Gott mit.

Wer den Armen gibt, leihet dem Herrn.

Wer liebt, der gibt.

Wer gerne gibt, fragt nicht lange.

Almosen geben armet nicht.

Armut schändet nicht.

Kannst du für einen Armen sorgen, so warte damit nicht bis morgen.

Das Feld.

122. Das Feld.

Krug.

Auf unsern Feldern ist's gar schön;
grün sieht man im Lenze die Aussaat stehn.
Wie munter sie wächst und schoßt und blüht,
so daß man Lust und Freude sieht!
Da geh' ich schauend hin und her;
das Feld durchstreif' ich kreuz und quer.
Hoch über mir die Lerchen sich schwingen;
ich sehe sie kaum und hör' sie doch singen.
Oft ruft der Kuckuck vom Baume mir zu;
ich rufe dann: Kuckuck, wo steckst denn du?
Vom Gebüsche locket die Nachtigall,
bald lustig, bald traurig verklinget der Schall.
Die Wachtel im Grase ruft: Wack, wack, bawack!
Vom Sumpfe her tönt der Frösche Quaquak.

Im Busche locken die Finken: Pink, pink!
Die Goldammern rufen: Trink, trink, trink!
Wie können mich Auen und Felder erfreu'n!
Wie mag ich so gerne im Freien sein!

123. Der Landmann im Frühling.

A. Krieg.

Der Frühling ist gekommen, und die Sonne ruft: Komm aufs Feld, lieber Landmann! Ich habe schon das Bett gewärmt für dein Saatkorn, daß es nicht mehr frieren soll, wenn es sein Keimchen treibt. Und die Lerche habe ich auch schon munter gemacht, daß sie dir zur Arbeit etwas singen soll.

Hei, wie mutig ziehen die Pferde am Pfluge, daß sie der Knecht kaum halten kann! Und hinter dem Pfluge her geht bedächtig der Rabe und sucht sich die Würmer auf, deren Winterhäuschen der böse Pflug aufgerissen hat. Nun liegt der Acker wohlbereitet da. Der Landmann öffnet den Kornsack und füllt sein Saattuch, das er über die Schulter gebunden hat. Er schreitet auf dem Acker auf und nieder und streut den Samen aus. Brr! Da kommt ein Schwarm hungriger Tauben; die meinen, das schöne gelbe Korn sei für sie hingeworfen. Aber der Knecht ist schnell mit der Egge bei der Hand und deckt die Körner zu.

Der Landmann hat nun sein Werk gethan. Jetzt bittet er den lieben Gott um seinen Segen; der läßt dann keimen, wachsen, blühen und reifen.

124. Die beiden Pflugscharen.

Lebensbilder.

Ein Landmann kaufte zwei neue Pflugscharen. Die eine von ihnen brauchte er täglich im Felde; die andere ließ er müßig im Winkel stehen. Eines Tages sah das Knäblein des Landmannes die Pflugschar, die im Winkel

stand, rief den Vater und sprach: Sieh doch, Vater, diese Pflugschar ist ganz rostig, und die am Pfluge ist hell und rein und glänzt so schön wie Silber und ist doch täglich in der Erde gelaufen. Da sagte der Vater: Sieh, mein Kind, beide waren anfangs ganz gleich. Das Müßigstehen aber hat diese verunstaltet. Die am Pfluge dagegen hat die Arbeit vor dem Roste bewahrt und sie so schön gemacht, daß sie nun glänzt wie Silber.

125. Lied der Landleute zur Saatzeit.

Matthias Claudius.

1. Wir pflügen und wir streuen
den Samen auf das Land;
doch Wachstum und Gedeihen
steht in des Höchsten Hand.

2. Er sendet Tau und Regen
und Sonn- und Mondenschein;
von ihm kommt aller Segen,
von unserm Gott allein.

3. Was nahe ist und ferne,
von Gott kommt alles her,
der Strohhalm und die Sterne,
das Sandkorn und das Meer.

4. Von ihm sind Busch und Blätter
und Korn und Obst von ihm,
das schöne Frühlingswetter
und Schnee und Ungestüm.

5. Er läßt die Sonn' aufgehen;
er stellt des Mondes Lauf;
er läßt die Winde wehen;
er thut die Wolken auf.

6. Er schenkt uns so viel Freude;
er macht uns frisch und rot;
er gibt dem Viehe Weide
und allen Menschen Brot.

126. Das Samenkorn.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

1.

Jedes Samenkorn, es sei auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kern und aus einer Schale, die diesen schützend umschließt. Das Innere des Kerns zeigt einen kleinen, erhabenen Punkt. Man nennt ihn das Herzchen. Dieses ist der Keim der künftigen Pflanze. Die mehlartigen Teile dienen dem jungen Keime als erste Nahrung, so lange er noch keine Würzelchen und Blättchen gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Milch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen.

Wenn im Frühjahre die Strahlen der Sonne den aufgetauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim und schwillt an. Die ihn umgebende Schale zerplatzt, und er dringt hervor. Unten bildet sich ein Würzelchen und klammert sich fest in den Boden; die obere Keimspitze sucht die Sonne und das Licht und erhebt sich über die Erde, himmelwärts.

2.

Wer merkt's am Samenkorn so klein,
daß drin ein Leben könnte sein?
Kaum hab' ich's in das Land gesteckt,
da ist auch seine Kraft erweckt;
da dringt es aus der Erde vor,
da steigt es in die Luft empor,
da treibt's und wächst und grünt und blüht;
da lobt den Schöpfer, wer es sieht.



127. Der fromme Vater auf dem Felde.

Ägidius Jais.

Ein Vater ging auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa sieben Jahre alt war, begleitete ihn. Es war der schönste Frühlingsmorgen, und das Kind lief vor Freuden hin und her. Eben ging die Sonne auf. Da nahm der Vater seinen Hut ab, sah gen Himmel und sagte etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dieses und fragte den Vater, warum er den Hut abnehme, und was er in der Stille gesagt habe. Mein Kind, antwortete der Vater, ich denke jetzt an Gott, da ich die liebe, schöne Sonne aufgehen sehe; ich betete in der Stille seine Güte und Allmacht an. Sieh, mein Kind, Gott hat die Sonne und alles, was du hier siehst, erschaffen und alles so schön gemacht! Darum sollen wir ihn auch lieben, ihm danken und fleißig zu ihm beten.

128. Ruf zum Beten.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Mein Kindlein! Falt die Hände fromm
und blick empor zum Himmelsdom,
und weißt du gleich kein lang Gebet,
dein Sprüchlein auch zu Gott schon fleht.
Nur *wie* du betest, ist die Frag';
dafür die rechte Sorg' du trag!
Dann neigt sich Gott zu dir herab
und nimmt dir dein Gebetlein ab.

129. Der Weizen.

Fr. Noll.

Der Landmann streut im Herbste viele Körner in die weich gepflügte Erde. Bald wachsen daraus schmale, kleine Grasblätter, und der ganze Acker gleicht einer frischen Wiese. Im Winter aber kann der Weizen nicht weiter wachsen; denn die Luft ist zu kalt, und kaum wird er durch die weiße Schneedecke vor dem Erfrieren geschützt.

Aber da kommt der Frühling; die Lerche singt über der Flur ihr Freudenlied und läßt sich dann in dem grünen Acker nieder, um darin ihr Nest zu bauen. Die emporwachsenden Halme bergen bald das Nest mit den Jungen. Oben auf den Halmen zeigen sich nun die Ähren, anfangs grün, dann allmählich gelb werdend. Glühende Klatschrosen und himmelblaue Kornblumen schmücken das Feld.

Bald nahen die Schnitter. Mit ihren Sicheln schneiden sie die Halme und binden dieselben dann behutsam in Garben. Diese werden in der Scheune gedroschen, damit die reifen Körner herausspringen. Aus ihnen wird in der Mühle das Mehl gemahlen, aus welchem der Bäcker nahrhaftes Brot und wohlschmeckenden Kuchen bereitet.

130. Der Strohmann.

Wilhelm Curtmann.

Ein Bauer hatte einen gar schönen Weizenacker; die Ähren waren voll Körner und die Körner voll Mehl, und sie waren beinahe reif. Da kamen die bösen Spatzen, fraßen die halbreifen Körnlein, so viel sie nur konnten, und wenn sie es so fortgetrieben hätten, so hätte der Mann gar nichts bekommen. Da ging er des Morgens in aller Frühe hinaus, die Spitzbuben zu schießen; allein als er hinkam, waren sie

schon da gewesen; denn die Spatzen stehen noch früher auf als die Bauern. Sie hatten ihm schon wieder ein Stück Weizen aufgefressen und saßen nun auf des Nachbars Kirschbaum und naschten und lärmten, als ob sie sich über ihre Spitzbübereien freuten. Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren und besann sich, was er machen sollte; denn seinen guten Weizen wollte er ihnen doch nicht lassen. Auf einmal fiel ihm ein Mittel ein. —

Als er nach Hause kam, nahm er einen Stock, so groß wie ein Mensch, wickelte Stroh darum, bis derselbe dick genug war, und machte ihm zwei Arme, zog ihm dann seinen alten Rock an, setzte ihm seinen alten Hut auf und gab ihm eine große Peitsche in die Hand. Als die Spatzen schlafen gegangen waren, nahm er dies Ungetüm und stellte es mitten in seinen Weizenacker.

Am andern Morgen, als die Spatzen aufwachten, flogen sie eiligst nach dem Acker, wo sie es sich recht gut schmecken lassen wollten; aber siehe, da stand schon der Bauer da in seinem alten Rocke und mit seinem alten Hute und drohte mit der Peitsche. Da es so gefährlich aussah, getrauten sie sich nicht herbeizufliegen, sondern lauerten in der Nachbarschaft, ob denn der Peitschenmann gar nicht nach Hause gehen würde. Aber er ging nicht, sie mochten warten, so lange sie wollten. Voll Ärger flogen die Herren Spatzen mit hungrigem Magen endlich weiter und kamen auf den Acker des Bauern nicht wieder.

131. Die Kornähren.

Christoph von Schmid.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei.

Vater, wie kommt's doch, sagte der Knabe, daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm sein; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?



Der Vater pflückte ein paar Ähren ab und sprach: Sieh, diese Ähre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer.

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
so ist er wohl ein eitler Tropf.

132. Der Bauer und sein Kind.

Julius Sturm.

Der Bauer steht vor seinem Feld
und zieht die Stirne kraus in Falten:
Ich hab' den Acker wohl bestellt,
auf reine Aussaat streng gehalten;
nun seh' mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan.

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
mit bunten Blumen reich beladen;
im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: Sieh, Vater, nur die Pracht;
Die hat der liebe Gott gemacht!

133. Die Kornblume.

Johannes Trojan.

Die Kornblume führt ihren Namen mit Recht; denn sie ist zu Hause im Kornfeld. Hie und da findest du sie auch auf einem Wegrande oder auf einem Anger; aber am liebsten steht sie zwischen den Halmen. Den ganzen Sommer hindurch hält sie Gemeinschaft mit dem Getreide. Der Bauer schilt die Kornblume ein lästiges Unkraut; aber des Wanderers Augen erfreuen sich an ihr, wenn ihr liebliches Blau mit dem Purpurrot des Mohnes zusammen das Ährenfeld ziert. Ist dem Landmann sonst nicht viel an ihr gelegen, so flicht er sie doch gern in den Erntekranz hinein, dem sie einen heiteren Schmuck verleiht.

Pflücke eine Kornblume und schaue sie genau an! Mit Staunen wirst du gewahren, welch ein kunstreiches Gebilde du in Händen hast. Was als eine einfache Blume erscheint, ist zusammengesetzt aus zahlreichen Blüten, die sehr geschickt in einem zierlichen Körbchen geordnet und aufgestellt sind. In der Mitte stehen kleine Blüten von dunkler Farbe; um diese herum zieht sich ein Kranz aus größeren Blüten, die schön himmelblau gefärbt sind. Diese aber sind fein ausgezackt, so sauber und zierlich, als wäre es behutsam mit einer kleinen Schere gemacht. So ist jede Blume ein Meisterwerk.

Schöne Kränze lassen sich aus Kornblumen winden, ohne daß man dazu einen Faden braucht. Mit ihren eigenen Stielen schlingt man sie in einander. Wer aber Kornblumen bricht, soll sich davor hüten, daß er die Saat zertritt. Es wachsen ihrer genug am Rande, die man mit den Händen erlangen kann, ohne daß man in das Feld hinein zu steigen braucht.

134. Am Mittag.

Breslauer Lesebuch.

Im Sommer, wenn die Tage am längsten sind, scheint die liebe Sonne des Mittags am heißesten. Viele von den vierfüßigen Tieren liegen dann in ihren kühlen Höhlen und schlafen. Die Vögel stellen ihren Gesang ein und verbergen sich im Schatten der Bäume. Auch die Menschen suchen in ihren Wohnungen die kühlsten Plätzchen auf. Aber im Felde und auf der Wiese herrscht reges Leben, und in der Luft summt und schwirrt es, piept und zirpt es. Behend schlüpfen die niedlichen Eidechsen aus ihren Löchern und huschen mit Blitzesschnelle am Saume des Waldes dahin. Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume. Die Grillen zirpen, die Käfer schwirren, und die Heuschrecken schnurren vergnügt durch die Luft. Immer heißer brennt die Mittagssonne auf das Saatfeld. Ihre fast sengenden Strahlen reifen das Getreide zur Freude des Landmannes. Nur noch wenige Wochen — und der reiche Erntesegen wird bald in den Scheuern und Schuppen untergebracht sein.

135. Der gute Mäher.

Hermann von Kamp.

1. Früh ging ein Mäher mähen
im Feld den reifen Klee;
da schnitt er mit der Sense
hart an ein Nest, o weh!

2. Drin lagen sieben Vöglein,
die lagen nackt und bloß.
O, könntet ihr schon fliegen,
und wäret ihr schon groß!

3. Dem Mäher that's so wehe;
er sann wohl her und hin;
da kam dem guten Mäher
noch Hoffnung in den Sinn.

4. Er mähte nun bedächtlich
weit um die Stelle her
und trug den Klee von dannen
und störte da nicht mehr.

5. Die alten Vögel flogen
nun wacker ab und zu;
sie fütterten die Kinder
in ungestörter Ruh.

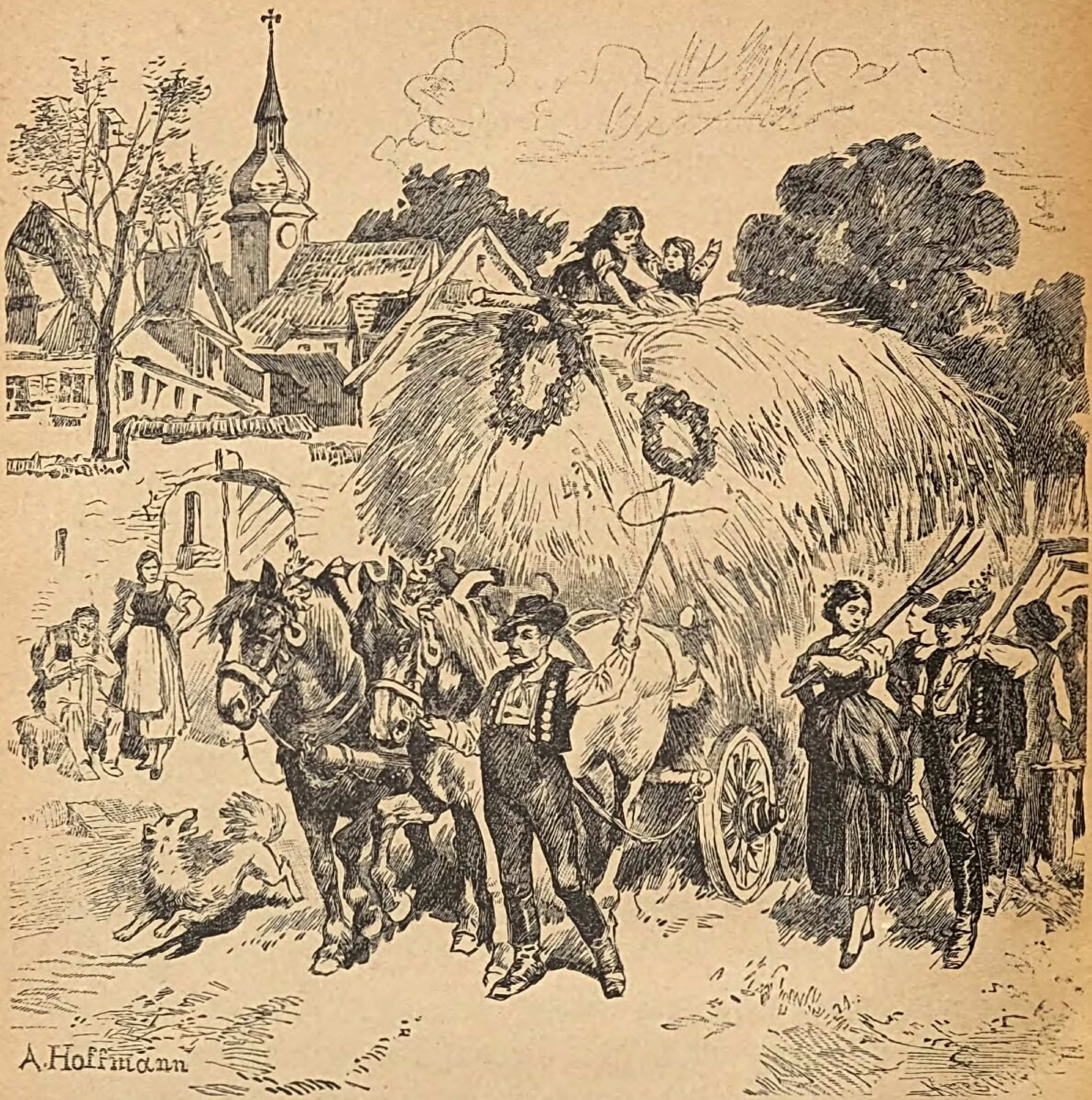
6. Bald wuchsen ihre Flügel;
sie flogen froh davon;
der Mäher aber fühlte
im Herzen süßen Lohn.

136. Die letzte Einfahrt.

Alois Frietinger.

Wie ein goldener See liegt frühmorgens das weite Feld. Da kommen die Landleute aus dem Dörflein, das Getreide zu schneiden. Zischend fährt die scharfe Sense des Schnitters in das hohe Korn, und Halm an Halm sinkt nieder zur Erde. Die Mägde fangen die gemähte Frucht mit der Sichel auf und häufen sie zu Garben. Der Knecht schlingt ein Strohband darum und ladet sie auf den Erntewagen. Bald schwankt Fuder um Fuder zum Dorfe hinein. Die Scheunen füllen sich bis hinauf zum Giebelbalken, wo die jungen Kätzlein im Heubettchen spielen.

Die Sonne sinkt; die Abendglocken läuten aus dem Thale. Auf dem leeren Felde steht der letzte hoch beladene Wagen. Die Kinder haben inzwischen im Mühlengraben Blütensträuße gepflückt, die Mägde aus Eichenlaub und Tannenzweigen rasch einige Kränze gewunden. Dieser Schmuck aus Wald und Wiese wird um die Garben geschlungen. Die Schnitter stecken sich Sträußchen blauer Kornblumen auf den Hut, während die Mägde rote Mohnrosen in die Zöpfe flechten. Die Pferde haben Birkenreis im Halfter. Lustig



knallt die Peitsche. Hoch oben auf dem Fuder jubeln die Kinder. Zu beiden Seiten des geschmückten Wagens gehen die singenden Landleute. So zieht die letzte Fuhre ins Dorf.

137. Rätsel.

Viel Kinder wohnen dicht beisammen,
weil sie von einem Vater stammen;
doch jedes hat zu seinem Sitze
ein eigen abgesondert Haus,
und zwar ein Haus mit einer Spitze;
doch später prügelt man sie 'raus.

138. Das Brot.

Christoph von Schmid.

Zur Zeit der Teuerung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: In diesem Korbe da ist für jedes von euch ein Brot. Nehmt es und kommt alle Tage zu dieser Stunde wieder, bis Gott bessere Zeiten schickt.

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brot, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort, ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand und ging dann still und sittsam nach Hause.

Am andern Tage waren die Kinder ebenso ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war als die übrigen Brote. Als sie aber nach Hause kam und ihre kranke Mutter das Brot anschnitt — da fiel eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak und sagte: Gib das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in den Teig hineingekommen.

Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige Mann sprach: Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brot hineinbacken lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig und nachgiebig! Wer lieber mit dem kleineren Brote zufrieden ist, als um das größere zankt, dem bringt es reichlicheren Segen, als wäre Geld in das Brot hineingebacken.

Genügsam, friedlich, dankbar sein,
bringt mehr als Zank und Streiten ein.

139. Sprichwörter.

1. Ein Stück Brot in der Tasche ist besser als eine Feder auf dem Hut.
2. Schwarzes Brot macht die Wangen rot.
3. Wer will werden reich, schneid' das Brot fein gleich.
4. Bettelbrot — bitter Brot; Diebsbrot — Galgenbrot; Arbeit aber segnet Gott.
5. Wer will haben, der muß graben.
6. Wie die Saat, so die Ernte.
7. Wer im Frühlinge nicht säet, wird im Spätjahre nicht ernten.
8. Wer im Sommer nicht mag schneiden, muß im Winter Hunger leiden.
9. Säest du den Samen der Wohlthat aus, so frag nicht, was bringt er für Körner nach Haus.

140. Von den Lerchen.

Hermann Wagner.

Erst gestern sind sie gekommen! Ende Oktober zogen sie fort mit ihren Kameraden nach milden Ländern, gegen Süden. Und gestern sind sie wieder gekommen. —

Da sitzt die Lerche auf der Scholle, wie auf ihrem Turme, schüttelt die Federn und putzt die staubigen Schwingen; jetzt breitet sie die niedlichen Flügel aus und steigt singend empor. In steiler Schraubenlinie flattert sie aufwärts, höher und höher und immer noch höher. Droben in den Wolken scheint sie zu verschwinden; aber deutlich hörst du ihr Lied.

Jetzt endlich senkt sich der muntere Vogel wieder herab, zunächst langsam, dann schneller, und die letzte Strecke stürzt er senkrecht hernieder, wie in kühnem Übermut.

Drunten angelangt, ruht er ein wenig; dann wird er zum Naturforscher und durchstreift die Flur. Jede Scholle wird sorgsam gemustert, jedes Körnchen geprüft. Da liegt ein Samenkorn von der Rübe, dort eines vom Feldmohn; da schaut ein Würmchen neugierig hervor, dort sprossen saftige Keimblättchen, die vergangenen Herbst bereits getrieben haben. Das gibt ein leckeres Frühstück; kein König kann mehr Gerichte auf seiner Tafel haben.

Mitten im Felde, weit ab vom Wege, dem Blicke der lüsternen Katze verborgen, findet sich eine Vertiefung. Ein Füßchen vom Söhnlein des Landmanns hat sie gemacht. Als der Vater im Herbste pflügte und eggte, nahm er den lustigen Schelm mit und ließ ihn auf dem kräftigen Rappen reiten. Dort hob er den Kleinen herab, und sein Fuß sank tief in den lockeren Grund. Er dachte wohl nicht, daß er dadurch der Lerche ein Sommerhäuschen bereitete, ein bequemes Plätzchen fürs Nest, für die Eier und Jungen. Dorthin tragen die munteren Vögel dürre Halme vom Feldrain, welke Grasblättchen des Wiesenrandes und verlorene Federn. Auch des Hasen Pelz muß manches Härchen mitliefern, das ihm bei dem Wechsel des Winterrockes ausfiel.

(Gekürzt.)

141. Wandersmann und Lerche.

Wilhelm Hey.

W. Lerche, wie früh schon fliegest du
jauchzend der Morgensonne zu?

L. Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
das ist von alters her mein Brauch;
Wandersmann, deiner doch wohl auch?



Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit munterm Gang,
war es so froh, so hell den zwei'n
im lieben, klaren Sonnenschein;
und Gott, der Herr im Himmel droben,
hörte gar gern ihr Danken und Loben.

142. Der Igel und der Maulwurf.

August Meißner.

Als der Igel spürte, daß der Winter sich nahe, bat er den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er hier gegen die grausame Kälte geschützt sei. Der Maulwurf war es zufrieden; doch kaum hatte der Igel Einlaß erhalten, so machte er sich's bequem und spreitete sich aus. Sein Wirt aber stach sich alle Augenblicke, bald hier, bald da, an des neuen Gastes Stacheln.

Jetzt erst erkannte der arme Maulwurf seine Übereilung und bat den Igel, wieder hinauszugehen, weil die kleine Wohnung unmöglich sie beide fassen könne. Aber der Igel

lachte und sprach: Ich für meine Person befinde mich hier sehr wohl. Wem es nicht gefällt, der mag immerhin weiter gehen.

143. Das Hufeisen.

Christoph von Schmid.

Ein Bauersmann ging mit seinem Sohne Thomas über Feld. Sieh, sprach der Vater unterwegs, da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein!

Ei, sagte Thomas, das ist ja nicht der Mühe wert, daß man sich darum bücke!

Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für einige Pfennige und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen, und Thomas verschmachtete beinahe vor Durst.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Thomas hob sie begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit gleich dem Munde zu. Nach einiger Zeit ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen; Thomas bückte sich eben so schnell danach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle Kirschen aufheben.

Als Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lächelnd um und sprach: Sieh, wenn du dich um das Hufeisen ein einzigesmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht so oft bücken müssen. Erkenne daraus, wie gut und wahr das alte Sprüchlein sei:

Wer kleine Ding' nicht achten mag,
hat oft um klein're Müh' und Plag.

Die Wiese.

144. Gottes Größe.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Ein jedes Gräslein lehret mich:
Wie groß ist Gott, wie klein bin ich!
Ein jedes Wiesenblümlein spricht:
Vergiß des lieben Gottes nicht!
Was ich sehe, ruft mir zu:
Gott, wie groß, wie gut bist du!
Erde, Sonne, Mond und Sterne,
alles Nahe, alles Ferne
hat ein guter Gott gemacht;
ihm sei Lob und Dank gebracht.

145. Die Wiese.

Friedrich Warmholz.

Die Wiesen sind mit frischem Gras und lieblichen Blumen bedeckt. Gewöhnlich breiten sie sich an Flüssen und Bächen aus. Da gedeiht das Gras, und wir ernten reichliches Futter. Durch das lange Gras sieht man den hochbeinigen Storch waten und nach Fröschen suchen, die er ohne Gnade verschlingt. Um die duftenden Blumen schwirren Tausende von Bienen und schweben unzählige bunte Schmetterlinge. Zwischen Gras und Blumen hüpfen die Heuschrecken. So ein Heupferdchen möchtest du wohl gerne haben? Das frißt keinen Haber und hüpft doch so schön. Die Kräuter der Bergwiesen geben ein süßes, nahrhaftes Heu. Die Heuernte beginnt im heißen Sommer. Die Wiese wird abgemäht. Das abgemähte Gras wird getrocknet und das Heu eingefahren. Gewöhnlich folgt im Herbste eine zweite Ernte. Das jetzt gewonnene Gras heißt Grummet. Nach der Grummeternte dienen die Wiesen noch eine Zeit lang als Weide für das Vieh.

146. Der Tau auf der Wiese.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Wenn alles Feierabend macht,
da kommt der Tau um Mitternacht
ganz still und mild aus Gottes Hand
herab aufs durst'ge, dürre Land
und macht die Blumen wieder frisch,
gießt Balsamtropfen aufs Gebüsch,
erquicket Wiese, Au und Flur
und stärkt die schlafende Natur.
Das thut der Tau in stiller Nacht,
wenn alles schläft, wenn nichts mehr wacht,
der Tugend gleich, die, mild und gut,
auch nur im Stillen Gutes thut.

147. Gänseblümchen.

Ernst Moriz Arndt.

Es blüht ein schönes Blümchen,
das blüht auf grünen Auen,
von innen und von außen fein,
gar lieblich anzuschauen.
Bald bunt, bald rot und bald schneeweiß,
ist es des Lenzes früh'ster Preis,
des Herbstes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es sehn,
die klatschen in die Hände
und rufen: Gänseblümchen schön,
o Tausendschön ohn Ende!
Sie binden es in jeden Kranz,
sie treten drauf bei jedem Tanz
aufs süße Tausendschönchen.

(Gekürzt.)

148. Der Löwenzahn.

Nach P. Müller.

Überall auf Feldern und Wiesen finden wir im Frühlinge den Löwenzahn. Seine goldgelben Blütenköpfe machen ihn schon von weitem sichtbar. Wir Kinder nennen ihn Kettenblume, weil wir die glatten, hohlen Blumenstiele zu Ringen umbiegen und diese zu Ketten zusammenstecken. — Der Blütenstiel steht in der Mitte der grünen Blätter. Diese liegen flach auf der Erde und breiten sich nach allen Seiten aus, wie die Strahlen eines Sternes. Die einzelnen Blätter sind lang, schmal und auf beiden Seiten mit großen Zähnen versehen. Davon erhielt die Pflanze ihren Namen. — Die gelbe Blüte sitzt oben auf dem Stengel. Sie sieht aus wie ein kleiner Korb. Außen stehen zwei Reihen grüner Blättchen, der Kelch. Der Boden ist weiß und mit vielen feinen Grübchen bedeckt. In jedem Grübchen sitzt eine goldgelbe Blüte, aus welcher feine Fäden herausschauen. Käfer und Bienen besuchen die Blumen oft und lassen sich den Honig in den Blütenröhren trefflich schmecken.

Wenn die Blume einige Tage geblüht hat, verwelkt sie, und die Blüten fallen ab; aber jetzt wird die Pflanze erst recht merkwürdig. Aus den Samenkörnern, welche sich auf dem Blütenboden gebildet haben, wachsen nach oben feine Stiele, von denen jeder ein Federkrönchen trägt. Das Ganze sieht aus wie eine weiße Federkugel oder wie ein Wollkopf. Wir Kinder nennen diese Köpfchen Lichter und suchen sie auszublasen. — An jeder Feder hängt ein braunes Samenkörnchen. Kommt dieses irgendwo hin, wo es Erde und Feuchtigkeit findet, so fängt es an zu keimen, und es entsteht eine neue Pflanze. Daher begegnen uns die gelben Köpfe des Löwenzahns zuweilen auf Türmen und in Mauerritzen. Auch der Hirt, der auf den Bergen seine Herde weidet, sieht die „Kuhblume" gern, weil sie seinem Vieh treffliches Futter bietet.

149. Knabe und Schmetterling.

Wilhelm Hey.

Kn.: Schmetterling,
kleines Ding,
sage, wovon du lebst,
daß du nur stets in den Lüften schwebst!

Schm.: Blumenduft, Sonnenschein,
das ist die Nahrung mein.

Der Knabe, der wollt' ihn fangen,
da bat er mit Zittern und Bangen:
Lieber Knabe, thu' es nicht,
laß mich spielen im Sonnenlicht!
Eh' vergeht das Abendrot,
lieg' ich doch schon kalt und tot.

150. Vertrauen auf Gott.

Teikner.

Wenn ich die Blümlein schau, fester ich Gott vertrau. Blümlein sind schön geschmückt; Gott hat ihr Kleid gestickt; Blümlein voll Pracht hat Gott bedacht.

Wenn ich die Vöglein schau, fester ich Gott vertrau. Vöglein, im Laub versteckt, hat Gott den Tisch gedeckt. Vöglein singt laut: Gott, Gott vertraut!

Wenn ich die Fischlein schau, fester ich Gott vertrau. Fischlein im kühlen Grund trinkt stets mit offnem Mund Tröpflein so rein; Gott schenkt's ihm ein.

Wenn ich rund um mich schau, fester ich Gott vertrau. Kleider und Speis' und Trank gibt Gott für schönen Dank. Blick' in die Au! Gott, Gott vertrau!

Wenn ich die Menschen schau, fester ich Gott vertrau. Reicher als Vögelein, reicher als Fischelein, als Blumen der Au: Mensch, Gott vertrau!

151. Die Heuernte.

Muttersprache.

Vom Turme ertönen nach einander vier helle Schläge. Es ist morgens vier Uhr. Da wandern den Dorfweg entlang zwei rüstige Männer. Auf den Schultern tragen sie scharfe, blinkende Sensen. Jetzt sind sie zu einer saftigen Wiese gekommen. Auf dieser stehen Millionen von Grashalmen. An jedem Halme hängen durchsichtige Perlen von frischem, klarem Tau, der über Nacht gekommen ist, Gras und Kraut zu tränken. Hier machen die Männer Halt und wetzen ihre Sensen, daß es weithin klingt. Nun stellen sie sich in einiger Entfernung von einander auf und fahren mit kräftigen Streichen unter das grüne Gras, daß es zu Boden sinkt. Auch die gelben Butterblumen und die hellen Nelken, alle fallen mit den Grashalmen. Ihre Zeit ist vorüber; bald werden sie ihre schönen Farben ganz verloren haben.

Die Sonne brennt schon heiß auf die langen, abgemähten Grasreihen, und wenn sie noch höher am Himmel emporsteigt, dann muß alles von ihrem Strahle verdorren. Jetzt kommen die flinken Bauernmädchen und breiten mit dem Rechen das Gras aus einander, daß es zerstreut auf der ganzen Wiese umherliegt. Bald ist es dürr, und die fleißigen Mädchen tragen es auf Haufen zusammen. Kein lustiger Grasfrosch mag sich nun mehr auf der Wiese aufhalten. Vergebens flattern die Schmetterlinge über die kahle Fläche und suchen nach ihren Lieblingsblumen. Scheu hüpfen die Heupferde hin und her. Am folgenden Tage kommen jedoch andere, viel größere und stattlichere Pferde zur Wiese. Sie bringen den geräumigen Leiterwagen, auf dem das Heu von den fleißigen Arbeitern aufgetürmt wird. Langsam schwankt der Wagen heimwärts. Hocherfreut blickt ihm der Landmann vom Hofe aus entgegen. Er bringt ihm ja die Winternahrung für Pferde, Rinder und Schafe. Auf der Wiese

dauert die Trauer nicht lange. Aus dem fruchtbaren Boden schießen bald wieder junge Grashälmchen hervor, und an die Stelle der kahlen Fläche tritt von neuem junges, saftiges Grün.

152. Die Mahd.

Johannes Trojan.

1. Wie war die Wiese reich geschmückt,
ein Teppich mit schönem Grund,
und in das Grün hineingestickt
viel tausend Blumen klar und bunt!

2. Da kamen eines Morgens früh
die Mäher fröhlich mit Gesang;
die blanken Sensen wetzten sie,
daß hell es durch die Luft erklang.

3. Es war, als noch manch Tierlein schlief,
manch Blümlein noch nicht war erwacht;
ein Vogel schwang sich auf und rief:
Der Schnitter kommt! Nehmt euch in acht!

4. Da sanken schon vom scharfen Schnitt
die Gräser hin in langen Reih'n;
die bunten Blumen fielen mit,
wie sie da standen groß und klein.

5. Ein Käfer fiel samt seinem Haus,
der Glockenblum', darin er saß;
er stolpert ärgerlich heraus
und brummt: Das ist ein schlechter Spaß!

6. Das war ein Schrecken! Hier und dort
schwirrt eins davon, so schnell es kann.
Das Grillchen nur sang munter fort:
Zu, zu! Seid fleißig! Fleißig dran!

7. Ach, manch ein armer Wurm verlor
Stuhl, Tisch und Bett in dieser Schlacht.
Und weiter rückt und weiter vor
der Mäher wohlbewährte Macht.

8. Die Sonne stieg, der Tag ward heiß,
und fleiß'ge Hand erlahmte fast;
da hielten sie, bedeckt mit Schweiß,
am Waldrand unterm Eichbaum Rast.

9. Bald rückten sie, von Speis' und Trank
gestärkt, noch einmal auf den Plan;
und als der Abend niedersank,
da war die Arbeit schon gethan.

10. Da lag, so weit man konnte sehn,
gebreitet auf dem Wiesengrund,
was noch am Morgen stand so schön,
das Gras und all' die Blumen bunt.

11. Nur ein paar Blümlein, weil sie tief
gebückt sich, waren sie allein
verschont, und eins von ihnen rief:
Wie gut ist's doch, so klein zu sein! (Gekürzt.)

153. Das Schaf.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Welch' ein schöner Anblick ist es, eine Schafherde zu sehen, wie sie friedlich am Abhange eines Berges weidet, oder wie sie still im Pferch gelagert ist, in der Nähe das Bretterhäuschen des Schäfers, bewacht vom treuen Hunde! Und wie erfreulich ist der Anblick der jungen Lämmchen, wie sie munter auf dem grünen Rasen umherspringen!

Gewiß, das Schaf ist unter allen Tieren das friedlichste, sanfteste und frömmste. Es hat keine Unart; es beißt und schlägt nicht, und nur der Bock sucht hie und da zu stoßen. Das Schaf weiß gar wohl, welchen Dank es dem Menschen für Schutz und Pflege schuldig ist; denn das Tier wäre sonst wehrlos seinen Feinden preisgegeben.

Das Schaf hält sich am liebsten auf Bergen und an Bergabhängen auf. Es liebt vor allem luftige und trockene Weiden. Feuchte und sumpfige Niederungen taugen nicht

zur Schafhut. Besonders muß man das Tier bewahren, daß es nicht aus stehenden Lachen säuft; denn dies ist für seine Gesundheit sehr gefährlich. Im Sommer hält sich das Schaf fortwährend im Freien auf und kommt nachts in den Pferch. Nur bei sehr rauher Witterung und im strengen Winter bleibt es unter Dach und Fach. Im Winter erhält das Schaf Heu als Futter; im Sommer wird es auf Fluren geweidet. Besonders gerne leckt es Salz.

Den größten Nutzen gewährt uns dieses Tier durch seine Wolle, außerdem durch sein schmackhaftes Fleisch, durch seine Knochen und Gedärme, welch letztere zu Saiten verwendet werden. Auch sein Dünger ist dem Landwirte sehr schätzenswert.

Ein räudig' Schaf steckt die ganze Herde an. —
Wer sich zum Schafe macht, den fressen die Wölfe. —
Wo *ein* Schaf vorgeht, folgen die andern nach. —
Besser Wolle weggeschoren,
als das ganze Schaf verloren. —

154. Der Wolf und das Lamm.

Nach Äsop.

Wolf. Was für eine Frechheit ist das von dir, Lamm, daß du mir das Wasser dieses Baches trübe machst, aus welchem ich meinen Durst stillen will? Hast du so wenig Achtung vor dem Wolfe?

Lamm. Wie sollte ich dir doch das Wasser trüben, da du oberhalb stehst und ich unterhalb trinke? Zürne mir nicht so ohne allen Grund! Ich fürchte mich schon vor deinen zornigen Worten und vor deinen grimmigen Blicken, und doch hab' ich dich niemals beleidigt.

Wolf. Du hast mich niemals beleidigt? Voriges Jahr um diese Zeit hast du mich mit harten Schimpfreden

beleidigt. Denkst du, daß ich mich nicht dafür an dir rächen werde?

Lamm. Du irrst dich, Wolf! Vor einem Jahre um diese Zeit war ich ja gar nicht geboren; wie hätte ich dich also damals beleidigen können?

Wolf. Du hast immer Ausflüchte, wie ich sehe; aber sie sollen dir nichts helfen. Bist du es nicht gewesen, der mich beleidigt hat, so ist es dein Vater gewesen oder sonst einer von deiner Verwandtschaft, und dafür will ich dich zerreißen und fressen!

Lamm. O weh! Wie fällst du mich mit deinen grimmigen Zähnen an! Ich sterbe unschuldig, du Bösewicht!

Wolf. So — nun liegst du tot hier und wirst meine Gründe und mein Recht nicht mehr bestreiten.

155. Der Bock und der Schäfer.

Christoph von Schmid.

Ein Schäfer war bei seiner Herde eingeschlafen und machte, wie alle sitzenden Schläfer, gewaltige Komplimente mit dem Kopfe. Dies bemerkte der Schafbock und meinte: So gut wie du kann ich es auch. Da nimmt er einen Anlauf, und gerade als der Schäfer wieder nickt, stößt er ihn so richtig an den Kopf, daß der Schäfer einen mächtigen Purzelbaum hintenüber macht. Als der Schäfer sich von seinem Schrecken erholt hatte, lag er hinter dem Stein, auf dem er schlafend gesessen hatte, im Grase und wußte nicht recht, ob er zornig sein sollte auf den Bock, der ihn an seine Pflicht erinnerte, oder ob er ihm gar noch Dank schuldig sei. Leider ließ er seiner Wut freien Lauf. Er ergriff den Bock und warf ihn in einen tiefen Steinbruch, der mit Wasser angefüllt war. Als die Schafe dies sahen, sprangen sie ihrem Anführer nach, und der Schäfer verlor seine Herde.

156. Das Lämmchen.

F. J. Bertuch.

1. Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
ging einst mit auf die Weide;
mutwillig sprang es in den Klee
mit ausgelass'ner Freude.

2. Hopp, hopp, ging's über Stock und Stein
mit unvorsicht'gem Springen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein;
es möchte dir mißlingen!

3. Allein das Lämmchen hüpfte fort,
bergauf, bergab in Freuden;
doch endlich mußt's am Hügel dort
für seinen Leichtsinn leiden.

4. Am Hügel lag ein großer Stein,
den wollt' es überspringen.
Seht da, es springt und — bricht ein Bein.
Aus war nun Lust und Springen.

5. O liebe, muntre Kinder, schreibt
es tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
verwandeln sich in Schmerzen.

157. Der fröhliche Hirtenknabe.

Christoph von Schmid.

Ein Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe und sang und sprang vor Freude. Der Fürst des Landes, der in der Gegend jagte, ließ den Knaben zu sich rufen und sprach zu ihm: Warum bist du denn gar so lustig, lieber Kleiner? — Warum sollte ich nicht lustig sein? sprach der Kleine; unser gnädigster Landesfürst

ist ja nicht reicher als ich. — So? sprach der Fürst; laß doch einmal hören, was du alles hast! Der Knabe sagte: Die goldene Sonne am Himmel scheint für mich so freundlich wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen für mich so schön wie für ihn. Meine beiden Hände gebe ich nicht für hunderttausend Thaler, und meine beiden Augen wären mir um alle Kostbarkeiten der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Überdies habe ich alles, was ich wünsche; denn ich wünsche nicht mehr, als ich nötig habe. Ich esse mich täglich satt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich soviel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt ihr sagen, daß der Fürst mehr habe? Der Fürst lächelte, gab sich zu erkennen und sprach: Du hast recht, guter Knabe, und kannst nun sagen, der Fürst selbst habe dir recht gegeben. Bleibe bei deinem fröhlichen Sinn!

Zufriedenheit macht froh und reich
und wohl dem größten König gleich.

158. Spinne und Fliege.

Erdmann Stiller.

Spinne. Fliege, du Teure, ich bitte dich,
besuche doch ein wenig mich.
Ich will dir ein frohes Stündchen bereiten,
dich reichlich bewirten mit Süßigkeiten.

Fliege. Frau Spinne, da komm ich sogleich zu dir,
denn Süßigkeiten behagen mir.

Die Spinne ihrer List sich freut;
die Fliege besucht sie ungescheut.
Doch ach! Kaum hat sie sich niedergesetzt,
fühlt sie sich gefangen, geknebelt, verletzt.
Da seufzt sie: Du Böse, du hast gelogen!
Ach, wer leicht glaubt, wird leicht betrogen!

Das Wasser.

159. Die Quelle.

Christoph von Schmid.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche hell wie Silber aus einem Felsen hervorsprudelte.

Wilhelm hatte wohl gehört, man solle nicht trinken, wenn man erhitzt ist. Allein selbstklug verachtete er diese Warnung, folgte nur seiner Begierde, trank von dem eiskalten Wasser und — sank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hause und verfiel in ein gefährliches Fieber.

Ach! seufzte er auf seinem Krankenbette, wer hätte das jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthält!

Allein Wilhelms Vater sprach: Nicht die reine Quelle ist an deiner Krankheit schuld, sondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltsamkeit.

160. Bächlein und Knäblein.

Gärtner.

Bächlein, wohin so munter? —
Immer den Berg hinunter,
immer ins Thal hinein!
Bin noch so jung und klein,
möchte gern größer sein,
möcht' gern auf Erden
ein Fluß noch werden.

Knäblein, wohin so munter? —
Immer die Treppe hinunter,
immer zur Schule hinein!
Bin noch so jung und klein,
möchte gern größer sein,
möcht' gern auf Erden
was Rechtes werden.

161. Vom fleißigen Bächlein.

Christian Dieffenbach.

1. Was eilst du so, du Bächlein froh, durchs grüne Thal dahin?
So bleib doch hier und spiel mit mir, weil ich so gut dir bin.
2. Das Bächlein spricht: „Das kann ich nicht, dazu hab ich nicht Zeit!
Hab viel zu thun und darf nicht ruhn, muß heute noch gar weit!
3. Muß hurtig gehn, das Mühlrad drehn da drunten in dem Thal;
muß tränken auch nach altem Brauch die Blümlein allzumal.
4. Die Schäflein klein dort warten mein, schrei'n dürstend schon nach mir;
drum bring ich schnell vom frischen Quell das Wasser ihnen hier.
5. Dann muß ich hin zur Bleicherin, muß gießen dort ihr Tuch,
bis daß es rein und weiß mag sein. — Hab' ich nicht Müh' genug?
6. Leb wohl, mein Kind; ich muß geschwind nun an die Arbeit gehn.
zum Meer ist's weit, hab keine Zeit, bei dir hier lang zu stehn!

162. Im Thale.

Alois Frietinger.

Im Thalgrunde sind die Waldquelle, das Wiesenbrünnlein und viele, viele Bergwässerchen zusammengeflossen. Lustig rauschen sie nun als Bach dahin zwischen den blumigen Ufern.

Zu beiden Seiten des Bächleins stehen die alten, grauen Weiden. Ihre buschigen Kronen neigen sich über die Wellen. Zwischen die Wurzelknorren hat die Bachstelze ihr Hüttlein gebaut. Munter läuft sie zwischen den weißen Kieseln hin und hascht die Fliegen und Mücken, die am Wasser leben. Im Sonnenlichte spielen die Fischlein, bis sie von der schnellen Forelle verjagt werden. Vor seiner Höhle sitzt der Krebs und lauert, ob nicht ein Käfer oder Würmlein angeschwommen kommt. Das Thal wird breiter. Aus den Erlen schaut ein weißbestäubtes Haus. Lustiges Klipp-klapp und Wasserbrausen verkünden die Mühle. Der eilende Bach fällt auf die Schaufeln eines großen Rades. Dieses dreht sich und damit auch die Mühlsteine, zwischen welchen die Körnlein gar arg gequetscht und gedrückt werden. Unten aber aus den Beuteln quillt das Mehl.

Unter dem Mühlrade rauscht der Bach hervor. Seine Wellen hüpfen und schäumen. Gänse und Enten schaukeln sich darauf. Auch Hechte und Karpfen finden sich da ein; denn dort erhaschen sie manch gutes Bröcklein.

Der Bach hat seine erste Arbeit gethan. Frei und leicht eilt er weiter durch Feld und Au, unter Stegen und Brücken dahin, bis er sich in den Fluß ergießt.

163. Sprichwörter.

1. Das Wasser ist am besten an der Quelle.
2. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.
3. Steter Tropfen höhlt den Stein.
4. Aus lauteren Brunnen fließen lautere Wasser.
5. Kein Wässerchen ist so klar, es trübt sich einmal.
6. Wer dem Bächlein nachgeht, kommt zum Brunnen.
7. Viele Bächlein machen einen Strom.
8. Wie die Quelle, so das Wasser.

164. Vergißmeinnichts Name.

A. Cosmar.

Als der liebe Gott die Blümlein erschaffen hatte, gab er jedem auch einen Namen. Danach sprach er: Nun gehet hin und wachset; vergeßt aber eure Namen nicht!

Es dauerte aber nicht lange, so kam ein kleines Blümlein, klar von Farbe wie der wolkenlose Himmel, zum Schöpfer zurück. Mit einer Thräne im Auge sagte es klagend: Ach, Herr, ich habe meinen Namen vergessen. Wie hast du mich genannt? Da sah es der liebe Gott gar ernst an und sprach: Vergiß mein nicht!

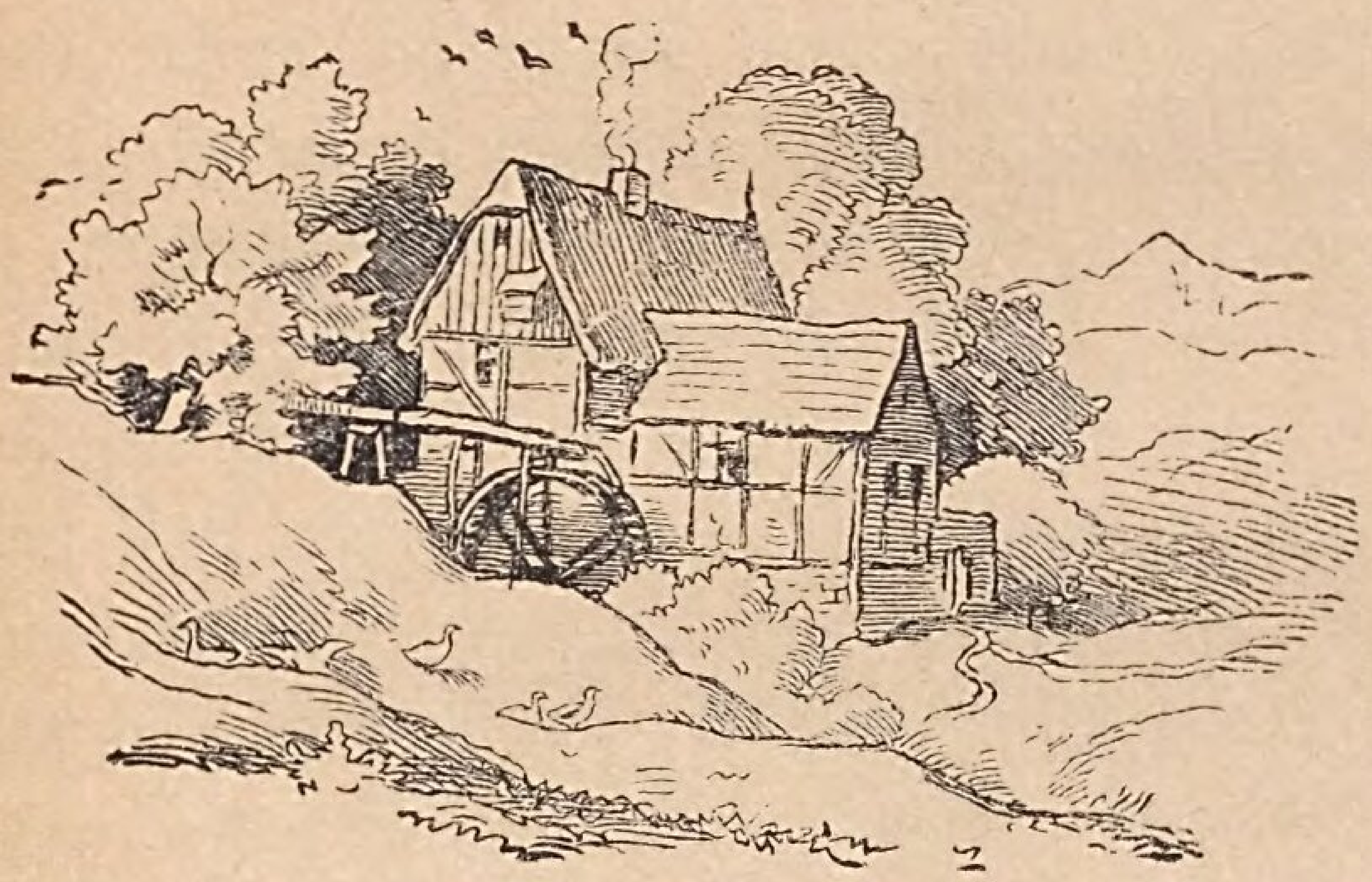
Das Blümlein schämte sich, zog sich zurück an den Bach und versteckte sich unter den Erlenbusch. Da glänzen bis auf den heutigen Tag die blauen Äuglein des Blümchens mit den goldenen Sternen in der Mitte.

Wenn aber jemand das Blümlein sucht und pflückt, so ruft ihm noch heute der liebe Gott durch dasselbe zu: Vergiß mein nicht!

165. Die Mühle.

Christian Dieffenbach.

Es steht eine Mühl' im Wiesengrund,
die Räder drehen sich Stund um Stund
rundum, rundum, rundum.
Das klippert und klappert immerzu,
der Müller hat nicht Rast noch Ruh.



Er schüttet das Korn und den Weizen hinein,
die Steine mahlen es trefflich klein
rundum, rundum, rundum.
Der allerbeste Müllergesell,
das ist das Bächlein, klar und hell.

Das muß bei Nacht und bei Tage gehn
und immerfort das Rädlein drehn
rundum, rundum, rundum.
Und wenn es nicht so fleißig wär,
so ging die Mühle nimmermehr.

166. Im Teiche.

Niederbayerisches Lesebuch.

Im Teiche herrscht während des Sommers und Herbstes reges Leben. Tausende von Tieren leben in oder auf dem Wasser und finden, was sie bedürfen.

Langsam und ruhig schwimmt der Schwan daher. Zuweilen steckt er den langen, schön gebogenen Hals tief hinab in die Flut, um sich ein Frühstück zu fischen. Im hohen Schilfe nistet das Teichhuhn. Weit weg vom Ufer hat es sein Nest gebaut, damit nicht eine räuberische Katze die junge Brut überfalle. Sieh, da kommt es mit seinen Kindern! Sie haben Schwimmstunde und müssen lernen, wie man unter Wasser taucht, wenn der Habicht droht, oder wenn man leckere Nahrung sucht. — Dort fliegen wilde Enten auf. Sie kehren nun eben von einer fetten Mahlzeit zu ihren Nestern zurück. — Der Storch wohnt zwar nicht im Teiche; aber von Zeit zu Zeit sieht er nach, ob nicht ein Fröschlein einen Spaziergang aufs Land gemacht hat. Leise steigt Herr Langbein am Ufer auf und ab und spießt mit dem langen Schnabel jeden Frosch auf, der sich nicht durch einen Sprung ins Wasser retten konnte.

Im Wasser des Teiches geht es gar lustig zu; denn es tummeln sich in demselben ganz munter die Fische. Im Schlamm verspeist der Karpfen fette Bissen. Weißfische machen Jagd auf Käfer, die auf dem Wasser schwimmen, oder auf Mücken, die über dem Wasserspiegel gaukeln. Im Schilfe versteckt lauert der Hecht auf seine Beute; kommt ihm die Karpfenbrut zu nahe, so schießt er blitzschnell auf dieselbe los. Nur die Teichmuschel liegt träge auf dem Grunde des Wassers.

Hohes Schilf umrahmt den Teich; dazwischen blühen goldgelbe Schwertlilien. Weiße und gelbe Wasserrosen scheinen sich auf dem Wasser zu schaukeln. Nimm dich in acht, wenn du nach den prächtigen Blüten greifst, damit die kalte Flut dich nicht gierig verschlingt!

167. Die Wasserrose.

Christoph von Schmid.

Es spielte ein Knäblein im blumigen Klee,
am grünenden Walde, am bläulichen See;
und sieh, im Schilfe des Ufers da lacht
die schönste Seerose in goldener Pracht.



Mein Knäblein, das watet mit frevelndem Mut,
die Blume zu pflücken, hinein in die Flut.
Halt! rief ihm die Mutter mit warnendem Mund,
o bleibe zurück doch, sonst gehst du zu Grund!

Das Knäblein verachtet ihr Warnen nnd Flehn.
Ei, ruft es, es wird mir so leicht nichts geschehn!
Schon pflückt es die Blumc — da sinkt es hinab
und findet im Wasser ein schauerlich Grab.

Die Mutter erhebet ein Jammergeschrei;
es laufen die Kinder des Dorfes herbei.
O, ruft sie, o ehret der Eltern Gebot!
Nicht folgen bringt Kindern Verderben und Tod.

168. Das Fischlein.

Lesebuch von mehreren Volksschullehrern.

Ein Fischlein wohnte im klaren Bach
und hätte können zufrieden sein,
da es ihm nicht an Nahrung gebrach;
doch war ihm das Bächlein bald zu klein,
das Futter zu schlecht
und alles nicht recht.



Drum zog es fort in den großen Teich
und wollte werden ein vornehmer Fisch,
wollt' werden dem reichsten Fischkönig gleich,
leben und hausen verschwenderisch.
Genügsam zu sein,
das fiel ihm nicht ein.

Ein fettes Mücklein schwamm daher,
das Fischlein schnappte es gierig auf.
Doch, ach, wie zappelte es so sehr!
Schnell zog der Fischer die Angel herauf.
Da half kein Flehn;
es war geschehn.

169. Die drei Goldfischchen.

Joachim Heinrich Campe.

Ein guter Mann hatte einstmals in seinem kleinen Teiche drei niedliche Goldfischchen. Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser; da kamen dann die Fischchen herbei und ließen sich's wohl schmecken.

Dabei rief er ihnen beständig zu: Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in acht vor zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, wie jetzt. Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist, und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin!

Nun dachte er, sie werden mich wohl verstanden haben, und ging nach Hause. Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten die Köpfe; denn sie konnten nicht begreifen, warum der gute Mann ihnen dies verbot. Geht er doch selbst da oben, sagte das eine; warum sollten wir nicht auch ein bißchen höher kommen dürfen? Und warum sollten wir eingesperrt sein? meinte das zweite. Was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich gehen? Ich werde nicht auf seine Worte achten, setzte es hinzu. Ich will sogleich eine kleine Lustreise in den großen Teich vornehmen.

Und ich, rief das erste wieder, will unterdes ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug, zu denken: Der gute Mann muß doch wohl seine Ursache haben, warum er uns das verboten hat. Ich will thun, was er haben will, obgleich ich nicht weiß, warum er es so will.

Das gute Fischlein blieb also auf dem Grunde. Die andern aber thaten, was sie gesagt hatten. Das eine schwamm durchs Gitter in den großen Teich, und das andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenschein. Beide lachten ihren Bruder aus, daß er es nicht so gut haben wollte, wie sie. Aber was geschah?

Das eine Fischchen war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf dasselbe los und verschlang es. Das andere, das sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel; er schoß auf dasselbe herab, fing es und fraß es auf. Nur das kluge und folgsame Goldfischchen allein blieb übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt und erreichte ein hohes Alter.

170. Die Frösche.

Nach August Lüben.

Im Sumpfe der Wiese und im Teiche wohnt ein lustig Völklein. Es sind die Frösche. Abends im Frühling und im Sommer, wenn alles sich zu Ruh' begibt, ist großes Konzert bei ihnen. Ein alter Wasserfrosch im grünen Frack beginnt das Lied. Er streckt die langen Beine von sich, hebt den dicken Kopf mit den großen, glänzenden Augen aus dem Wasser hervor und öffnet sein weites Maul zum Gesange. Zwei dicke Blasen treten ihm dabei an der Seite des Halses hervor; die helfen den Schall verstärken. Quak,

quak, quak! Geck, geck, geck! Und so geht's fort. Der ganze Chor der Sumpfmusikanten fällt ein. Das ist ein Ohrenschmaus! Sie werden gar nicht müde in ihrem Gesange. Dabei führen sie lustige Tänze im grünen Wassersaale auf. Ihre langen Hinterbeine sind ganz geschickt zum Tanze im Wasser. Zwischen den fünf Zehen haben sie Schwimmhäute; daher können sie gut Wasser treten und geschickt schwimmen. Auch erschnappen sie bequem Mücken und Fliegen, die über dem Wasser hinschwirren, und schonen selbst das schlafende Wasserkäferchen nicht. Sie klappen die breite Zunge zum Maule heraus und lecken das Tierchen hinunter, das am Schilfblatte ruht.

171. Der Frosch.

Christian Dieffenbach.

1. Der Frosch sitzt in dem Rohre,
der dicke breite Mann,
und singt sein Abendliedchen,
so gut er singen kann. — Quak, quak!

2. Er meint, es kläng' gar herrlich,
's könnt's niemand so, wie er;
er bläst sich auf gewaltig,
meint wunder, was er wär.' — Quak, quak!

3. Mit seinem breiten Maule
fängt er sich Mücken ein,
guckt mit den dicken Augen
froh nach der Sonne Schein. — Quak, quak!

4. Das ist ein ewig Quaken;
er wird es nimmer müd,
so lange noch ein Blümchen
im Wiesengrund nur blüht. — Quak, quak!

5. Herr Frosch! Nur zu gesungen,
er ist ein lust'ger Mann;
im Lenz muß alles singen,
so gut es singen kann. — Quak, quak!

172. Frosch und Maus.

Nach Äsop.

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gekommen und konnte nicht hinüber. Da bat sie einen Frosch um Rat und Hilfe. Der Frosch war ein Schelm und sprach zur Maus: Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüberziehen. Da sie aber aufs Wasser gekommen waren, tauchte der Frosch unter und wollte die Maus ertränken. Indem nun die Maus sich wehrt und arbeitet, fliegt eine Weihe daher und erhascht die Maus und zieht den Frosch auch mit heraus und — frißt sie beide.

Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. —
Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

173. Rätsel.

1.

Ohne daß ich Füße hätte,
eil' ich fort in schnellem Lauf,
höre Tag und Nacht nicht auf
und bin doch fast stets im Bette.

2.

Wenn ich Wasser habe, dann trinke ich Wein, und wenn ich kein Wasser habe, dann trinke ich Wasser.

Wer ist das?

3.

Wind und Wasser geben
mir allein das Leben;
Speise nehm' ich nie zu mir,
deine nur bereit ich dir.

4.

Ich gehe oft und habe Flügel
und bleibe doch an einem Ort;
mein Aufenthalt ist stets ein Hügel,
da tob' ich Tag und Nacht oft fort.

Der Wald.

174. Waldlied.

Hoffmann von Fallersleben.

Im Walde möcht' ich leben
zur heißen Sommerszeit!
Der Wald, der kann uns geben
viel Lust und Fröhlichkeit.

In seine kühlen Schatten
winkt jeder Zweig und Ast;
das Blümlein auf den Matten
nickt mir: Komm, lieber Gast!

Wie sich die Vögel schwingen
im hellen Morgenglanz!
Die Hirsch' und Rehe springen
so lustig wie zum Tanz.

Von jedem Zweig und Reise,
hört nur, wie's lieblich schallt!
Sie singen laut und leise:
Komm, komm zum grünen Wald!

175. Im Walde.

Georg Nikolaus Marschall.

Recht gerne bin ich in dem schönen Blumengarten neben meinem Hause, doch lieber auf dem freien Felde und auf der grünen Wiese; aber am besten gefällt es mir im Walde.

Wie stille und friedsam ist es da, gleichwie in einem Gotteshause! Nur der Wind säuselt durch die Wipfel der Bäume, und dann und wann läßt ein Vogel seinen Ruf erschallen.

Und so schattig und kühl ist's im Walde. Die Bäume bilden ein mächtiges Laubdach, welches die brennenden Sonnenstrahlen abhält.

Hoch und kerzengerade ragen die Stämme der Tannen und Fichten empor, und weit breiten die Eichen und Buchen ihre Äste aus. Anmutig schimmert durch die dunklen Baumstämme die Birke mit der weißen Rinde, und einen schönen



Anblick gewährt die Espe mit ihren beständig zitternden Blättern.

Der Boden des Waldes gleicht mit seiner grünen Moosdecke einem weichen Teppich, der zu verschiedenen Zeiten mit Blumen und Beeren bunt gestickt erscheint. Da duftet das liebliche Maiglöckchen; da lachen die roten Erd- und

Himbeeren und die schwarzen Heidelbeeren und laden uns ein zum Genusse. Im Herbste hängen die Haselsträuche voll reifer Nüsse, mit welchen die Knaben sich alle Taschen füllen, und welche sie zu Hause sich recht gut schmecken lassen.

Viele Tiere haben den Wald zum Lieblingsaufenthalte erwählt, so das muntere Eichhörnchen, welches gar behende von Baum zu Baum springt, der furchtsame Hase, welcher im Dickicht ein sicheres Versteck und im Winter Schutz vor der Kälte findet, das liebliche Reh, der stolze Hirsch, aber auch der schlaue Fuchs, der gefürchtete Räuber voll List und Tücke.

Noch zahlreicher sind die gefiederten Bewohner des Waldes, besonders die Singvögel. Da nistet die kohlschwarze Amsel, das Rotkehlchen und die Singdrossel, der Hänfling und das Schwarzplättchen; da hämmert der Specht frisch an den Baumstämmen herum, und der Kuckuck läßt seinen hellen Ruf bei Beginn des Frühlings erklingen. Wilde Tauben girren im Laube, und der buntfarbige Häher huscht an uns vorüber.

Der Jäger durchschreitet den Wald, um Beute zu suchen, und wehe dem Hasen oder Rehbock, welcher in seine Nähe kommt! Unbarmherzig schießt ihn der Jäger nieder.

Der Holzhacker fällt die Baumstämme durch Säge und Axt, zerspaltet sie mit dem Keil und schlichtet die Klafter auf. Der Kohlenbrenner errichtet seine künstlich gebauten Meiler, um Holzkohlen zu bereiten.

So verschafft der Wald uns Menschen nicht nur viele Annehmlichkeiten, sondern auch reichlichen Nutzen.

176. Der Widerhall.

Christoph von Schmid.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle. Einmal schrie er auf der Wiese: Ho, hopp! Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: Ho, hopp! Er rief hierauf

verwundert: Wer bist du? Die Stimme rief auch: Wer bist du? Er schrie: Du bist ein dummer Junge! Und — dummer Junge! hallte es aus dem Walde zurück.

Georg ward ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber niemand finden.

Hierauf lief er nach Hause und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: Diesmal hast du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen als den Widerhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches zurückgekommen.

Wie du hineinrufst in den Wald,
die Stimme dir entgegenhallt.

177. Das Christbäumchen.

Wilhelm Curtman.

Die Bäume hatten einmal Streit unter einander, welcher von ihnen der vornehmste sei. Da trat die Eiche hervor und sagte: Seht mich an! Ich bin doch hoch und dick und habe viele Äste, und meine Zweige sind reich an Blättern und Früchten. — Früchte hast du wohl, sagte der Pfirsichbaum; aber es sind nur Früchte für die Schweine. Die Menschen mögen nichts davon wissen. Aber ich, ich liefere die rotbackigen Pfirsiche auf die Tafel des Königs. Das hilft nicht viel, sagte der Apfelbaum; von deinen Pfirsichen werden nur wenige Leute satt; auch dauern sie nur wenige Wochen, dann werden sie faul, und niemand kann sie mehr genießen. Da bin ich ein anderer Baum! Ich trage alle Jahre Körbe voll Äpfel; die brauchen sich nicht zu schämen,

wenn sie auf eine vornehme Tafel gesetzt werden; aber sie machen auch die Armen satt; man kann sie den ganzen Winter im Keller aufbewahren oder im Ofen dörren oder Most daraus keltern. Ich bin der nützlichste Baum. — Was bildest du dir ein? sagte die Tanne. Du irrst dich! Mit meinem Holze heizt man die Öfen und baut man die Häuser; mich schneidet man zu Brettern und macht Tische, Stühle, ja sogar Nachen und Schiffe daraus; dazu bin ich im Winter nicht so kahl wie ihr; ich bin das ganze Jahr hindurch schön und grün. Allein ich habe noch einen Vorzug. Wenn es Weihnachten wird, setzt man mich in ein schönes Gärtchen und hängt goldene Nüsse und Äpfel, Mandeln und Rosinen an meine Zweige. Und über mich freuen sich die Kinder am allermeisten. Ist das nicht wahr?

178. Der Kürbis und die Eichel.

Christoph von Schmid.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbisstaude, die an dem nächsten Gartenzaune emporwuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte: Hm! hm! das gefällt mir nicht, daß die kleine, niedrige Staude eine so große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre eine Pracht zum Ansehen gewesen! Kaum hatte er dieses gesagt, so fiel eine Eichel herab und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. O weh! rief jetzt der erschrockene Mann, da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase ganz zerquetscht.

Mit Weisheit und mit Vorbedacht
hat Gott die ganze Welt gemacht.

179. Das Erdbeerlein.

Friedrich Güll.

Im Wald ein grünes Tischchen steht
für jeden, der vorübergeht.
Es steht darauf ein Törtchen rot,
so würzig süß wie Zuckerbrot.



Und in dem Grase rings umher
da stehen solcher Tischchen mehr.
Die Kinder springen oft hinaus
und holen Törtchen sich zum Schmaus.

180. Die Erdbeeren.

Nach Theodor Colshorn.

Der Mai erschien in voller Herrlichkeit, und alles freute sich der Wärme und des Lichtes. Das Sausen der Eichen und Buchen, das Brausen der Tannen und Fichten vermischte sich mit dem fröhlichen Gezwitscher der Vöglein.

Vergnügt spielte der Epheu im Sonnenscheine. Selbst das Moos beschaute gerne seine Blättchen im Spiegel des Taues. Die Maiblümchen hörten freudig das Geläute ihrer silbernen Glöcklein, wenn der Wind sie hin- und herschwang. Alles freute sich.

Nur die Erdbeeren weinten. Denn niemand achtete ihrer Blätter, mochten sie auch noch so fein gesägt und seidenglänzend sein. Niemand sah ihre weißen Blumenkronen, aus welchen viele Männlein mit gelben Köpfchen herauslugten. Das Bienchen allein tröstete und sprach von Geduld und Hoffnung. Und die Erdbeeren hofften und harrten.

Und siehe, ihr Fruchtboden wurde fleischig und saftig und rötete sich nach und nach.

Die Sonne sandte glühende Strahlen hernieder. Längst war die Maiblume welk und entblättert; da standen die Erdbeeren freudig da, mit köstlichen Früchten beladen. Nun drängte sich alles heran: Eichhörnchen baten für ihre Kleinen, Ameisen speisten selber, und noch spät abends steckte der Glühwurm sein Laternchen an und flog herbei, um zu schauen und zu naschen. Die besten Früchte aber behielten die Erdbeeren zurück und bedeckten sie sorgsam mit ihren Blättern.

Eines Morgens kam ein herzig Mägdlein hinzu. Das trug ein feines Körbchen und suchte Erdbeeren, um damit die kranke Mutter zu erquicken. Da freuten sich die Erdbeeren, daß ein frischer Morgenwind ihre Blätter emporhob und ihre vollglühenden Beeren zeigte, die röter waren als Purpur und lieblich wie das Morgenrot. Das Kind sammelte und dankte mit freudigem Herzen und labte die kranke Mutter mit der süßen Frucht.

181. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Lorenz Kellner.

Eine Mutter ging mit ihrer Tochter in den Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Hannchen, so hieß das Mädchen, kroch in allen Gebüschen herum und hatte bald ihr Körbchen gefüllt.

Jetzt sah es an einem der Büsche einen Zweig, welcher voll der schönsten, roten Beeren hing. Schnell pflückte Hannchen diese ab und lief froh damit zur Mutter.

Siehe nur, liebe Mutter, rief sie schon von weitem, siehe nur die schönen Beerchen, welche ich hier gefunden habe! Von ihnen müssen wir auch einen Korb voll pflücken! Gewiß schmecken sie noch besser als die Erdbeeren! Indem das Mädchen so sprach, wollte es schon einige Früchte in den Mund stecken.

Hastig riß sie ihm aber die Mutter weg und rief: Kind, die Beeren sind giftig! Siehe, hättest du jetzt davon gegessen, so würdest du bald sehr krank geworden sein! Nicht alle Früchte, die schön und lockend aussehen, sind eßbar und heilsam. Ist doch auch nicht alles, was glänzt, echtes Gold.

182. Die Dornhecke.

Diesterweg nach Jais.

Einst saß ein Landmann beim Abendbrote auf einem Hügel unter dem Schatten eines Baumes und sein jüngster Sohn bei ihm; unten am Hügel weidete eine Herde Schafe. Da ging ein fremder Mann mit einem Hunde vorbei. Als die Schafe den Hund sahen, liefen sie davon und rannten in ein Dorngesträuch. Die Dornen rauften den Schafen einige Wolle aus. Als dieses das Kind bemerkte, ward es unwillig und sagte: Sieh, Vater, wie die Dornen den armen Tieren die Wolle ausreißen! Dieses Gesträuch sollte man ja gleich weghauen, damit es künftig nicht mehr schaden kann

Des andern Tages nahmen sie eine Axt mit sich und gingen wieder an denselben Ort. Das Kind war schon voll Ungeduld, daß der Vater nicht sogleich die Axt anlegte, um die Dornhecke auszuhauen. Er setzte sich wieder auf den Hügel hin und sagte zu dem Knaben: Hörst du auch, wie schön die muntern Vögel singen? Gefällt dir nicht der liebliche Gesang, und sind die Vögel nicht auch liebe Tierchen? — O ja, antwortete das Kind, die Vögel sind mir ja die liebsten unter allen Tieren.

Da flog soeben ein Vogel in die Dornhecke; er sammelte Wolle und trug sie in seinem Schnabel einem hohlen Baume zu. Sieh, sagte der Vater, mit dieser Wolle bereitet der Vogel seinen Jungen im Neste ein weiches Bett. Wie gut wird diese Wolle den armen, nackten Vögelchen bekommen! Die Schafe können das bißchen Wolle wohl entbehren. — Soll ich die Dornhecke jetzt noch weghauen? — Nein! nein! antwortete das Kind, das nun anders dachte. Darauf sprach der Vater: Gott hat alles wohl gemacht und weislich angeordnet, wenn wir gleich vieles nicht begreifen können.

183. Zwergwanderschaft.

Johannes Trojan.

Es geht ein Männlein am Morgen aus,
wagt sich gar keck in die Welt hinaus.

Vorsichtig tappt es durchs zarte Moos.
Die Glockenblume, wie ist sie groß!

Unterm Pilzdach hält es ein Weilchen Rast.
Vor einer Spinne flieht es mit Hast.

Mit Zittern schleicht es vorbei am Stein,
wo die Eidechs liegt im Sonnenschein.

Von einer Erdbeer', schön reif und rot,
ißt es ein Zwölftel als Mittagsbrot.

Moosbecher winkt ihm, mit Tau gefüllt;
da hat es reichlich den Durst gestillt.

Wie die Sonne sinkt und es Abend wird,
in Heidekraut hat es sich verirrt.

Es kennt die Wege, die Stege nicht, —
da schimmert vor ihm grüngoldenes Licht.

Glühwürmchen ist es. Glühwürmchen, hier
ist ein Verirrter; komm, leuchte mir!

Glühwürmchen freundlich fliegt ihm voraus
und zeigt ihm richtig zurück ins Haus.

Wo Tannenwurzel sich knorrig streckt,
da liegt ein Häuschen, ist ganz versteckt.

Dank schön! sagt's Männlein und schlüpft hinein. —
Das mocht' ein winziges Zwerglein sein.

184. Die Vögel in Wald und Flur.

Kühns Lesebuch.

Es ist Frühling. Ein munteres Leben beginnt. Der Bau der Nester beschäftigt die Vögel vollauf. Hier werden versteckte Plätzchen gesucht, dort Reiserchen, Grashalme, Moos, Wolle und Federn; und dabei lassen die Sänger aus frischer Kehle ihre Stimmen erschallen. Da jubelt die Lerche, die Amsel, die Drossel und die Nachtigall; da pfeift der muntere Buchfink und der Star, da girrt die sanfte Turteltaube, da schlägt die Wachtel, da hackt der grüne Specht: alle sind fröhlich vom Morgen bis zum Abend.

Aber woher nehmen diese Tausende ihre Nahrung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer

himmlischer Vater nähret sie doch! — Millionen von Insekten werden von den Singvögeln täglich verzehrt. — Der Baum in Wald und Garten ist ihr gedeckter Tisch. Die Meise hängt sich an die schwanken Zweige, pickt die Eier schädlicher Insekten von den Knospen und durchsucht die Gabeln der Äste und die Risse der Rinde. Die Finken vertilgen Würmer und Raupen. Auch das Rotkehlchen, die



Grasmücke und andere sind nicht müßig. Elstern, Raben und Eulen machen Jagd auf Engerlinge, Mäuse und Maikäfer. Und wenn einmal erst die Brütezeit da ist und auch die Jungen ihre Schnäbel aufsperren, dann braucht ein Finkenpaar allein täglich viele, viele Raupen.

Gibt es also fleißigere Arbeiter? Darum Pflege und Schutz den lieblichen Sängern! Wo du sie antriffst, freue dich ihrer; und wenn im Winter deine Hand ihnen gerne Futter streut, so denke, daß sie im Sommer auch deine Wohlthäter waren.

185. Handwerksleute.

Julius Sturm.

1. Das Schwälbchen ist ein Maurer,
das mauert fein und fest
hoch an des Hauses Giebel
sein kleines, braunes Nest.

2. Der Specht, der ist ein Zimm'rer,
der zimmert, daß es schallt,
zum Häuslein sich geschäftig
den hohen Baum im Wald.

3. Der Gimpel flicht ein Körbchen,
das einer Wiege gleich;
drin ruhen seine Kinder
wie Prinzen sanft und weich.

4. Der Buchfink ist ein Weber,
und seine Kunst ist groß;
er webt am Apfelbaume
sein Nestchen fein aus Moos.

5. Der Stieglitz ist ein Walker;
zusammenfilzt er fest
aus Würzelchen und Wolle
für seine Brut das Nest.

6. Der Kuckuck lacht: Mein Weibchen,
wir sehn behaglich zu;
dann legst du deine Eier
ins fremde Nest! Kucku!

186. Die Singvögel.

Christoph von Schmid.

Ein freundliches Dörfchen war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge aufs lieblichste. Auf ihren Ästen und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vöglein. Im Herbste aber waren alle Zweige reichlich mit

Äpfeln, Birnen und Pflaumen beladen. Da fingen einmal einige böse Buben an, die Nester auszunehmen und zu zerstören. Die Vögel wurden dadurch verscheucht und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vöglein mehr singen. Alles war ganz still und traurig. Die schädlichen Raupen aber, die sonst von den Vögeln hinweggefangen wurden, nahmen überhand und fraßen Blätter und Blüten ab. Die Bäume standen kahl da wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Überfluß zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu sehen.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind,
die Tierchen, die unschädlich sind!

187. Das Vöglein in der Wiege.

Christian Dieffenbach.

In der Wiegen seh' ich liegen
dort ein kleines Vögelein,
und es streckt sich und es reckt sich
in dem Nestchen, warm und klein.

Leise gehet, leise wehet
durch die Zweige hin der Wind.
Auf und nieder, hin und wieder
schaukelt er das Vogelkind.

Unter Zweigen, die sich neigen,
schlummert still das Kindlein traut;
durch die grünen Laubgardinen
Sonne nach der Wiege schaut.

Und zur Seiten singt voll Freuden
Mütterlein ein Wiegenlied;
und ihr Singen und ihr Klingen
durch den stillen Abend zieht.

Vöglein reget und beweget
leis' im Schlaf die Flügelein;
träumt vom Fliegen in der Wiegen
und von Duft und Sonnenschein.

188. Vom listigen Grasmücklein ein lustiges Stücklein.

Friedrich Güll.

Klaus ist in den Wald gegangen,
weil er will die Vöglein fangen;
auf den Busch ist er gestiegen,
weil er will die Vöglein kriegen.

Doch im Neste sitzt das alte
Vögelein just vor der Spalte,
schaut und zwitschert: Ei der Daus!
Kinderlein, es kommt der Klaus!
Hu, mit einem großen Prügel,
Kinderlein, wohl auf die Flügel!

Brr, da flattert's: husch, husch, husch!
Leer das Nest und leer der Busch.
Und die Vöglein lachen Klaus
mit dem großen Prügel aus,
daß er wieder heimgegangen,
zornig, weil er nichts gefangen;
daß er wieder heimgestiegen,
weil er konnt' kein Vöglein kriegen.

189. Sprichwörter.

Den Vogel erkennt man am Gesang. — Besser einen Vogel in der Hand, als zehn in der Luft. Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. — Nach und nach baut der Vogel sein Nest. — Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. — Jeder Vogel hat sein Nest lieb.

190. Der Kuckuck.

Kühns Lesebuch.

Der Kuckuck ist ein gar scheuer Geselle. Sobald er merkt, daß ihm jemand nahen will, flieht er von Baum zu Baum. Selten gelingt es daher, ihn in der Nähe zu betrachten. Den Teil des Waldes, den er sich einmal zu seinem Sitz erwählt hat, sieht er als sein Eigentum an. Will ein anderer Kuckuck sich darin festsetzen, so gibt's einen Kampf, daß die Federn herum fliegen. Der Schwächere muß endlich weichen und sich anderswo niederlassen.

Die anderen Vögel bauen sich im Frühling ihre Nester. Der Kuckuck macht sich diese Mühe nicht. Er ist ein Müßiggänger und mag nicht arbeiten. Wenn er die Nester der fleißigen Vögel sieht, ruft er pfiffig: Kuckuck! und sein Weibchen lacht dazu. Die Rotkehlchen, Grasmücken und andere Vöglein legen ihre Eier in die fertigen Nester und fliegen nach Nahrung aus. Kuckuck! ruft dann der Schelm seinem Weibchen zu. Das fliegt herbei, wirft so viele Eier aus dem Neste, bis Platz genug da ist, und legt ein Kuckucksei hinein. Rotkehlchen kommt heim und merkt es nicht, daß ein fremdes Ei in seinem Neste liegt. Es brütet und freut sich im voraus auf die niedlichen Jungen.

Bald schlüpfen die jungen Rotkehlchen aus und der Kuckuck auch. Die Eltern tragen ihnen emsig Nahrung zu. Doch der Kuckuck schnappt seinen Nestbrüdern die meisten Bissen weg. Wenn er größer geworden ist, und ihm der Platz zu eng wird, drängt er sie wohl gar hinaus. Sind ihm endlich Federn gewachsen, so hüpft er aus dem Neste. Seine Pflegeeltern füttern ihn aber noch so lange, bis er sich seine Nahrung selbst suchen kann. Diese besteht aus Raupen, Käfern, Schmetterlingen und Fliegen. Da der Kuckuck stets einen guten Appetit hat, so vertilgt er eine Menge dieser schädlichen Tiere und ist daher ein sehr nützlicher Vogel.

191. Das Eichhörnchen.

Hoffmann von Fallersleben.

Heißa, wer tanzt mit mir?
Lustig und munter!
Kopfüber, kopfunter,
fein mit Manier!
Immerfort
von Ort zu Ort;
jetzo hier,
jetzo dort! Hopp!
Ohne Ruh, ohne Rast,
vom Zweig auf den Ast,
vom Ast auf den Wipfel hoch in die Luft,
im Blättersäusel und Blütenduft!
Immerzu,
ohne Rast, ohne Ruh';
heut ist Kirmeß und heut ist Ball!
Spielet, Drossel, Nachtigall,
Stieglitz, Amsel, Fink und Specht,
pfeift und geigt und macht es recht!
Ich bin ein Mann,
der tanzen kann.
Hänschen Eichhorn heiß ich;
was ich gelernt hab', weiß ich.
Kommt der Jäger in den Wald herein,
will mir kein Vogel singen;
Hänschen läßt das Tanzen sein,
Tanzen, Hüpfen, Springen.
Hänschen schlüpt hinein zum Haus,
Hänschen schaut zum Haus heraus,
Hänschen lacht den Jäger aus.

192. Der Hase und der Fuchs.

Ludwig Bechstein.

Ein Hase und ein Fuchs reisten mit einander. Es war Winterszeit; kein Kraut grünte, und auf dem Felde war auch nicht eine Maus zu sehen. Das ist ein hungriges Wetter, sprach der Fuchs zum Hasen; mir zieht der Hunger den Magen ganz zusammen! Jawohl, antwortete der Hase, es ist überall Dürrland; ich möchte meine eigenen Löffel fressen, wenn ich damit ins Maul langen könnte.

Da sahen sie von weitem ein Bauernmädchen kommen; das trug einen Handkorb, und daraus drang ein Geruch hervor wie von frischen Semmeln. Weißt du was? sprach der Fuchs zum Hasen, lege dich der Länge nach hin und

stelle dich tot. Das Mädchen wird dich dann gewiß aufheben und dein Fell verkaufen wollen; indes erwische ich den Semmelkorb, und wir haben zu fressen. Das that der Hase, und der Fuchs duckte sich inzwischen hinter eine Windwehe von Schnee.

Das Mädchen kam, sah den frischen Hasen, der alle Viere von sich streckte, stellte richtig seinen Korb hin und wollte den Hasen eben aufheben. Da sprang der Fuchs hervor, erschnappte den Korb und lief damit querfeldein. Alsbald wurde auch der Hase wieder lebendig und lief dem Fuchse nach. Dieser aber stand gar nicht still und machte keine Anstalt, die Semmeln zu teilen, sondern lief immer fort. Darüber wurde der Hase verdrießlich, und als sie in die Nähe eines Teiches kamen, sagte er zum Fuchs: Wie wäre es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fische holten? Wir haben dann Fische und Weißbrot wie die großen Herren. Hänge deinen Schwanz ein Weilchen ins Wasser, so werden sich gewiß die Fische, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, dran hängen. Mache aber geschwind, ehe der Teich zufriert!

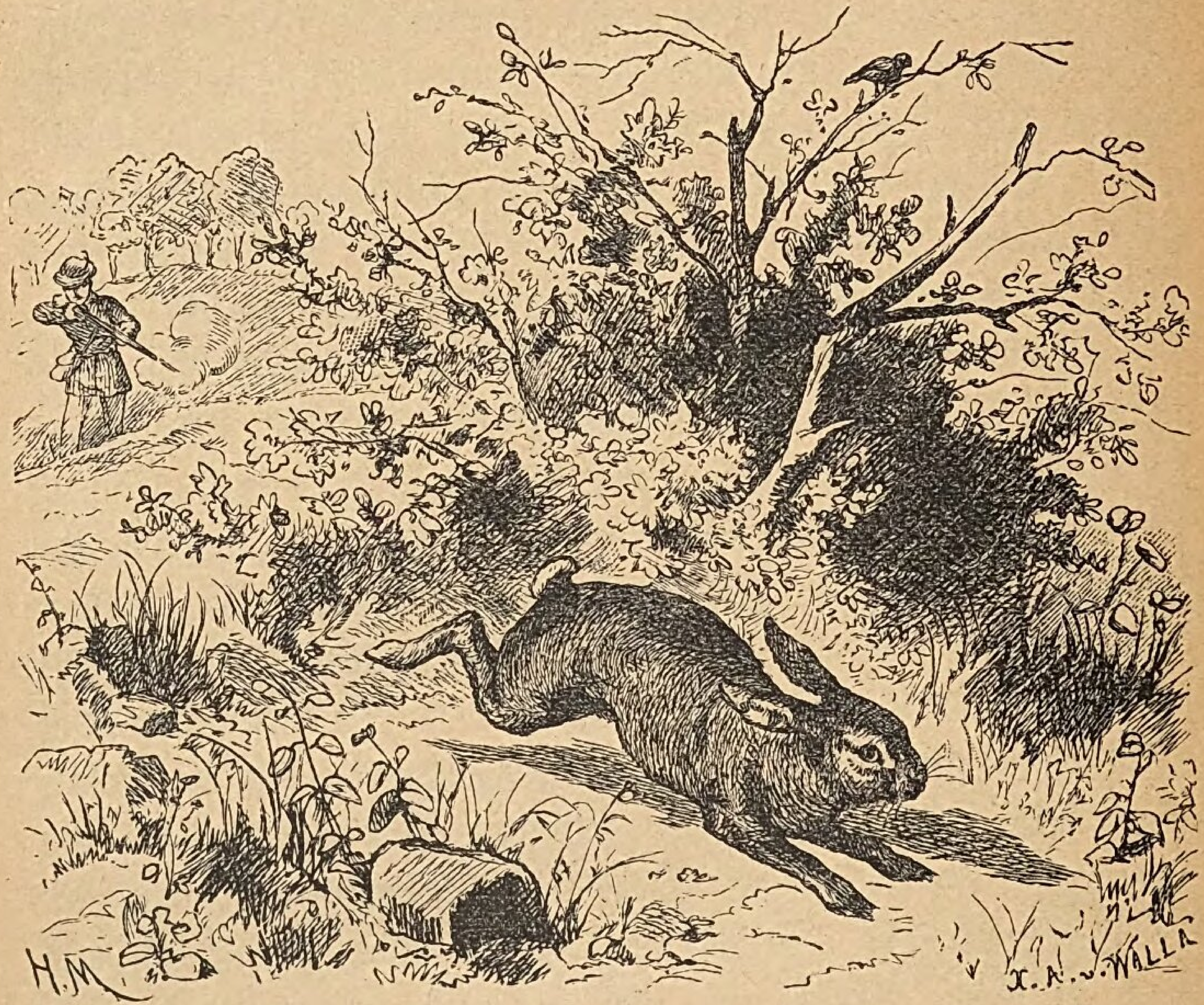
Das behagte dem Fuchs. Er ging an den Teich, der eben zufrieren wollte, und hing seinen Schwanz hinein. Nach einer kleinen Weile war der Schwanz des Fuchses fest angefroren. Da nahm der Hase den Semmelkorb, fraß die die Semmeln vor des Fuchses Augen ganz gemächlich und sagte zu ihm: Warte nur, bis es auftaut; warte nur bis zum Frühjahr! — Dann lief der Hase fort, und der Fuchs bellte ihm nach wie der Hund an der Kette.

193. Häslein.

Friedrich Güll.

Unterm Tannenbaum im Gras gravitätisch sitzt der Has', wichst den Bart und spitzt das Ohr, duckt sich nieder, guckt hervor, zupft und leckt sich, rupft und reckt sich; endlich macht

er einen Sprung: Hei, was bin ich für ein Jung'! Schneller noch als Hirsch und Reh spring' ich auf und ab die Höh'; wer ist's, der mich fangen kann? Tausend Hund' und hundert Mann, gleich will ich's mit ihnen wagen, soll mich keiner doch erjagen. Und der Graf auf seinem Schloß hat im ganzen Stall kein Roß und auch keinen Reitersknecht, der mir nachgaloppen möcht'.



Häslein, nimm dich doch in acht, Hund und Jäger schleichen sacht! Eh' du's denkst, da zuckt es rot, und die Kugel schießt dich tot. Aber 's Häslein hat sich jetzt wie ein Männlein hingesetzt, schaut nicht auf und schaut nicht um. — Bst, wer kommt so still und stumm durch Busch und Dorn und Korn mit dem Stutz und Pulverhorn? Hu! der Jäger ist es schon! Häslein, Häslein, spring' davon! 's ist zu spät, es blitzt und pufft, und der Rauch steigt in die Luft, und das Häslein liegt, o weh, totgeschossen in dem Klee.

194. Waldstadt und Riese.

Nach J. H. Campe.

Es liegt eine Stadt mitten im Walde. Die hat viele hundert Straßen. Darin lebt ein Völkchen, das ist weit und breit berühmt wegen seines Fleißes. Vom Morgen bis zum Abend klettern die Bewohner da auf die Bäume, holen Holz herab, schleppen Gras heim, pflegen ihre Kinder und bauen neue Wohnungen. Dabei leben sie still und friedlich bei einander. Wenn einer seine Last nicht allein fortschleppen kann, springt sogleich ein Helfer herbei, ohne daß er sich erst bitten läßt. Auch haben Richter und Polizeidiener dort wenig zu thun.

Da geschah aber einmal an einem schönen Sommertage ein großes Unglück. Eben als die Alten ihre Kinder vor der Stadt in den Sonnenschein gelegt hatten, kam plötzlich ein Riese durch den Wald daher. Als er sich der Stadt näherte, eilte alles herbei, um die Kleinen hineinzuschleppen. Doch ehe die Kinder geborgen waren, trat schon der Riese mit einem Fuße mitten in die Stadt, daß gleich mehr als hundert Straßen zusammenstürzten. Und wie nun alles durcheinander rannte und flüchtete, bückte sich der Unhold und warf mit seinem Finger zum Zeitvertreib eine Straße nach der andern ein. Er hatte eine Freude an dem ängstlichen Gewimmel und an dem Schrecken, mit dem die armen Leutchen ihre Kinder aus den Trümmern schleppten. Das kleine Volk verlor aber den Mut nicht. Viele Hunderte marschierten tapfer zu den Hosen und Ärmeln des Riesen hinein und stachen mit ihren Waffen so tüchtig auf ihn los, daß es ihn am ganzen Leibe wie Feuer brannte, und daß er von der Zerstörung der Stadt ablassen mußte.

Der Herr des Waldes aber sprach zornig zu dem Riesen: Du ungeschickter, fauler Bursche! Was hat dir

mein fleißiges Völkchen gethan? Du kannst mit deinen plumpen Händen nicht eine solche Straße bauen wie meine lieben kleinen Leute da!

Willst du wissen, Kind, wer der Riese war? Das war ein Mensch. Aber was für eine Stadt ich meine und wer das kleine Völkchen und der Herr des Waldes ist, das sollst du erraten. Dann gehe hinaus in die Stadt zu den fleißigen Leuten und lerne von ihnen!



195. Der Jäger und der Fuchs.

Friedrich Güll.

Der Jäger birscht mit seiner Büchs,
da schleichen übers Feld die Füchs.
Er fackelt nicht und spannt den Hahn
und legt die Büchse sicher an.
Piff, paff! da prasseln hin die Schrot'
und plumps! — der alte Fuchs ist tot.
Der Jäger spricht: He, Feldmann, flugs,
nun apportiere mir den Fuchs!

Der Feldmann sucht mit seiner Schnauz'
und hat ihn schon, den alten Kauz.
Du hast gerupft so manche Gans;
jetzt zaust man dich an deinem Schwanz.
Du hast geschüttelt manchen Hahn;
jetzt packt man dich beim Kragen an.
Du hast gefressen manche Taube;
jetzt sitzen wir dir auf der Haube.

So schleppt ihn Feldmann hin zum Herrn;
der streichelt ihn und hat ihn gern
und sagt: So, Feldmann, das war gut!
Geht weiter dann mit frohem Mut
und steckt den Fuchs in seinen Sack
und schmaucht sein Pfeiflein Rauchtabak.

Der Himmel.

196. Das Himmelblau.

Nach Hermann Wagner.

Die Regenwolken haben sich verzogen. Nur eine kleine Schar krauser Schäfchen ist noch zu sehen. Rings leuchtet der Himmel im herrlichsten Blau.

Wir gehen hinaus auf den sonnigen Bergeshang und legen uns hin auf den weichen Moosrasen. Wir schauen hinauf und mitten in das dunkle Blau über uns hinein. Tief und immer tiefer dehnt sich der Himmelsraum. Es ist, als müßte man alle die gestorbenen Lieben dort oben im wonnigen Blau wiederfinden und als Engel am Thron Gottes spielen sehen.

Wie hoch ist der Himmel? Wie weit reicht das blaue Gewölbe? Wer kann es sagen? Niemand.

Aber das wissen wir: Je reicher das Luftmeer an Wasserdampf ist, desto heller blau wird seine Färbung. Je mehr sich der Himmel abgeregnet hat, desto dunkler und reiner ist das Himmelblau. Das ist aber nur selten der Fall, weil unaufhörlich Wasserdämpfe hinaufsteigen in den unendlichen Himmelsdom. Vom weiten Meere, vom kleinen Weiher, vom trüben Moore und von der klaren Quelle erheben sich feine Nebel und ziehen höher und höher. Die Tauperle am Grase, die Thräne im Auge, auch sie steigen empor in die reine Himmelsluft und leuchten nieder zu dir, mein Kind, wie Grüße von Gottes ewiger Liebe.

197. Der Sonnenschein.

Karl Enslin.

Sonnenschein, klar und rein,
leuchtest in die Welt hinein,
machst so hell, so warm und schön
in den Thälern, auf den Höh'n,
die du alle überstrahlst
und so hold und lieblich malst.



Sonnenschein, klar und rein,
sollst in meinem Herzen sein!
Wenn ich habe frohen Sinn,
wenn ich gut und freundlich bin —
dann ist in dem Herzen mein
wunderbarer Sonnenschein.

198. Die Sonne und der Wind.

Nach Herder.

Einst stritten sich die Sonne und der Wind, wer von ihnen beiden der stärkere sei, und man ward einig, derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, am ersten nötigen würde, seinen Mantel abzulegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber immer fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Mit milder und sanfter Glut ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter; die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte den Mantel nicht länger auf seinen Schultern zu erdulden. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baumes, während die Sonne sich ihres Sieges erfreute.

199. Sprichwörter.

1. Es ist nichts so fein gesponnen,
es kommt doch endlich an die Sonnen.
2. Die Sonne bringt es an den Tag.
3. Wer auf beständ'gen Sonnenschein
im Leben hofft, muß närrisch sein.
4. Die Finsternis sei noch so dicht,
dem Lichte widersteht sie nicht.
5. Auf Regen folgt Sonnenschein.

200. Der Mann im Monde.

Nach Niedergesäß.

Hast du am Sonntag die Glocken klingen hören? Die rufen: Komm, komm! Geh' in die Kirche, liebes Kind! Da ist es gar schön; denn die Kirche ist das Haus Gottes. Da beten und singen die Menschen, und der liebe Gott hat seine Freude daran. Und wenn ein Kindlein neben der Mutter kniet und hat seine Hände fromm gefaltet, so schauen die Englein herab und haben's lieb, so von Herzen lieb.

Da ist vor langen Zeiten ein Mann gewesen, der ist am lieben Sonntagmorgen, gerade als die Glocken so schön klangen, mit der Axt in den Wald gegangen. Er hieb sich Holz ab und machte ein großes Bündel, hob es auf den Rücken und wollte es nach Hause tragen.

Da begegnete ihm unterwegs ein schöner Mann in Sonntagskleidern. Der blieb vor dem Mann mit dem Holzbündel stehen und sagte zu ihm: Heute ist Sonntag! Weißt du nicht, daß du am Sonntag ruhen sollst? Warum gehst du nicht in die Kirche, zu beten und zu singen wie die andern Leute?

Der schöne Mann aber war Gott selbst. Der Holzhauer wußte dies nicht und war gar trotzig und unfreundlich.

Das ist alles gleich, sagte er, Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel! Das geht mich und dich nichts an!

Da sprach der liebe Gott zu ihm: Weil es dir gleich ist, ob Sonntag oder Montag, ob auf Erden oder im Himmel, so sollst du immerdar Montag haben. Du sollst im Monde stehen mit deinem Holzbündel und auf die Leute herabsehen. Und die Leute, die keinen Sonntag auf Erden feiern, die sollen's sehen und sich's merken, wie es dir ergangen ist.

Von der Zeit an steht der verstockte Mann mit seinem Holzbündel im Monde, sieht auf die Erde herab und hat keinen einzigen Sonntag mehr.

Hast du ihn schon gesehen?

201. Von den Sternen.

Johann Staub.

Vater, sag mir doch geschwind,
was die schönen Sterne sind!

Ist's ein Licht, das niemand kennt?
Ist's ein Feuer, das da brennt?

Sind die Sterne lauter Gold,
weil sie glänzen lieb und hold?

Sind es Himmelsfenster gar,
die da glitzern wunderbar?

Hör' und merke, liebes Kind,
daß es Gottes Augen sind.

Sorglich schauen sie herein
in ein jedes Kämmerlein.

Gottes Augen sehn bei Nacht
alles, was da schläft und wacht.

202. Die schönsten Schäfchen.

Hoffmann von Fallersleben.

1. Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond,
der hinter unsern Bäumen
am Himmel drüben wohnt.

2. Er kommt am späten Abend,
wenn alles schlafen will,
hervor aus seinem Hause
zum Himmel leis' und still.

3. Dann weidet er die Schäfchen
auf seiner blauen Flur;
denn all die hellen Sterne
sind seine Schäfchen nur.



4. Sie thun sich nichts zu leide,
hat eins das andre gern,
und Schwestern sind und Brüder
da droben Stern an Stern.

5. Wenn ich gen Himmel schaue,
so fällt mir immer ein:
O, laß uns auch so friedlich
wie diese Schäfchen sein.

203. Morgengruß.

Besseldt.

Morgen erwachet; Dunkel entflieht;
golden am Himmel die Sonne erglüht.

Muntere Lieder erfüllen die Luft;
Blumen verbreiten lieblichen Duft.

Es glänzt am Gräschen ein silberner Tau;
Bienchen durchziehen summend die Au.

Alles ist Freude, ja alles ist Lust;
fröhlicher Sinn auch füllt mir die Brust.

Frisch an die Arbeit munter gethan!
Faule nur sehen sie schläfrig an.

Ist dann die Arbeit munter vollbracht,
wird auch ein lustiges Spielchen gemacht.

204. Sprichwörter.

1. Morgenstund' hat Gold im Mund'.
2. Es wird der Tag, wenn auch der Hahn nicht kräht,
3. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
4. Es ist kein Tag, er bringt seinen Abend mit.
5. Jeder Tag hat seine Plag'.
6. Ein Tag kann bringen, was ein Jahr nicht bringen mag.

205. Der Abend.

Christian Dieffenbach.

1. Der Abend ist gekommen, das Glöcklein ruft zur Ruh,
der Hirte mit den Schäflein zieht froh dem Dorfe zu.

2. Er singt mit heller Stimme ein fröhlich Gotteslied,
daß durch die stillen Fluren es weithin schallend zieht.

3. Der Bauer treibt vom Felde die Kühe still nach Haus,
die Mutter an dem Herde kocht schon den Abendschmaus.

4. Die Taube fliegt zum Schlage, das Huhn schläft schon im Stall,
ein Sternlein seh' ich blinken und still wird's überall.

5. Das Vöglein in dem Walde schlüpft müde in sein Nest,
das Kindlein in der Wiege, das schläft schon süß und fest.

6. Der Abend ist gekommen, das Glöcklein rief zur Ruh,
und alles, nah und ferne, schließt müd' die Augen zu.

7. Nur Gott, der treue Hüter, der schläft und schlummert nicht,
sein Aug' ist nie geschlossen, ist ewig wach und licht.

206. Die Nacht.

Rudolf Dietlein.

Die Sonne ist längst schon untergegangen. Draußen ist's dunkel. Nur am Himmel oben funkeln Millionen Sterne. Alles ruht und schläft. Unser Gott im Himmel aber wacht.

Die Kindlein liegen in ihren Bettchen, und Gottes Engel schützen ihre Ruh'. Die Vöglein sitzen in den Nestern und in den Zweigen der Bäume. Die Haustiere liegen in den Ställen. Die Tiere des Waldes ruhen in ihrem Lager. Nur die Fledermäuse und Nachtfalter schwirren durch das nächtliche Dunkel, um sich Nahrung zu erbeuten. Alles schweigt; alles ist still in der Nacht. Der Lärm und das Tosen des Tages ist verklungen.

Die scheue Eule allein kreischt durch die Lüfte, und von fern her erklingt das Bellen eines wachsamen Hofhundes. Durch die Bäume saust der Wind, und vom nahen Kirchturm herab schlägt die zwölfte Stunde. Es ist Mitternacht. Doch still! Wer ruft da? Es ist der Nachtwächter; er singt:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen:
Die Glocke droben hat zwölf geschlagen;
bewahret das Feuer und auch das Licht,
daß unserem Orte kein Schaden geschieht!
Lobt Gott, den Herrn!

207. Sprichwörter.

1. Besser, ohne Abendessen zu Bette gehen, als mit Schulden aufstehen.
2. Abends wird der Faule fleißig.
3. Wer weiß, was der Abend bringt?
4. Die Nacht ist keines Menschen Freund.
5. Keine Nacht ohne Licht.

208. Das Gespenst.

Lorenz Kellner.

Karoline, sagte eines Abends die Mutter zu ihrer Tochter, geh doch einmal in die Küche und hole mir den zinnernen Teller, welcher gleich vorn auf dem Tische steht! Karoline stand auf uud ging hinaus. Bald aber kam sie wieder ohne den Teller mit leichenblassem Gesichte. Kind, rief ihr die Mutter entgegen, was fehlt dir denn? Ach Mutter, antwortete Karoline stammelnd, in der Küche ist ein Geist, ein weißes Gespenst!

Die Mutter ergriff sogleich ein Licht und sagte lachend: Komm, thörichtes, furchtsames Mädchen, wir wollen das Gespenst fangen. Wo ist es denn? Zitternd zeigte Karoline in eine Ecke. Jetzt ging die Mutter darauf zu und fand weiter nichts als ein reines Küchenhandtuch, auf welches der Mond schien. Das Tuch hatte sich bewegt, als das furchtsame Mädchen die Thüre öffnete.

Die übrigen Geschwister lachten Karoline noch oft wegen ihrer Furchtsamkeit aus.

209. Der Sturmwind.

Lauckhardt.

Ein tüchtiger Sturmwind erhebt sich und fährt durchs Land. Er schlägt die Läden an den Häusern auf und zu, daß die Fensterscheiben klirrend auseinander fahren. Er

jagt den Leuten auf der Straße den Mantel über den Kopf, nimmt ihnen die Kappen und Hüte mit fort, daß sie denselben ganze Straßen lang nachlaufen müssen und kehrt ihnen die Regenschirme um. Der Sturmwind heult in der Nacht um die Türme und Hausgiebel, kreischt und geigt an den rostigen Wetterfahnen und Wirtshausschildern, rasselt und klappert an den Ziegeln und Schieferplatten, pfeift durch die Speicher und brummt und orgelt im Schornstein. Im Walde braust er durch die Eichen- und Tannenwipfel, bricht Äste ab und reißt ganze Bäume mit den Wurzeln aus. Der Sturmwind ist ein Reitersmann; er reitet auf einem wilden Pferde sausend und brausend durch die Welt. Er ist ein Musikant, der viele Instrumente spielt; er singt und brummt, bläst, kreischt und orgelt, pfeift und geigt. Er ist auch ein Spaßmacher; denn er neckt und ärgert die Leute auf den Gassen, treibt haushoch wirbelnd den Staub in die Höhe und läßt die Laternen hin- und herbaumeln.

---

1. Es weht nicht immer derselbe Wind.
2. Bei stillem Wind ist gut Haber säen.
3. Wer allzeit auf den Wind will sehen,
   der wird nicht säen und nicht mähen.
4. Wer Wind säet, wird Sturm ernten.
5. Fehlt es am Wind, so greife zum Ruder.

210. Wind und Wolke.

Theodor Colshorn.

Wolke. Du böser Wind, was that ich dir,
daß du mich umhertreibst für und für?

Wind. Mußt heute noch viele Meilen fliegen!
Dort hinter den blauen Bergen liegen
große Länder mit Menschen und Tier',
die durstig sind; dahin eilen wir.

Der Wind entfaltete seine Flügel,
trug sausend die Wolke über den Hügel
und über die Berge aufs durstige Land,
zog darauf die Schwingen ein und verschwand.
Die Wolke strömte nun göttlichen Segen,
und alles jauchzet nach ihrem Regen.
Die Bäume strecken sich hoch hervor,
die Blümlein schauen fröhlich empor;
erquickte Vöglein zwitschern und singen,
das Wild und die Lämmlein hüpfen und springen;
der Mensch lenkt dankend Augen und Herz
zum Vater des Regens himmelwärts.
Und als die Wolke vorübergezogen,
da schmückt' sie ein herrlicher Regenbogen.

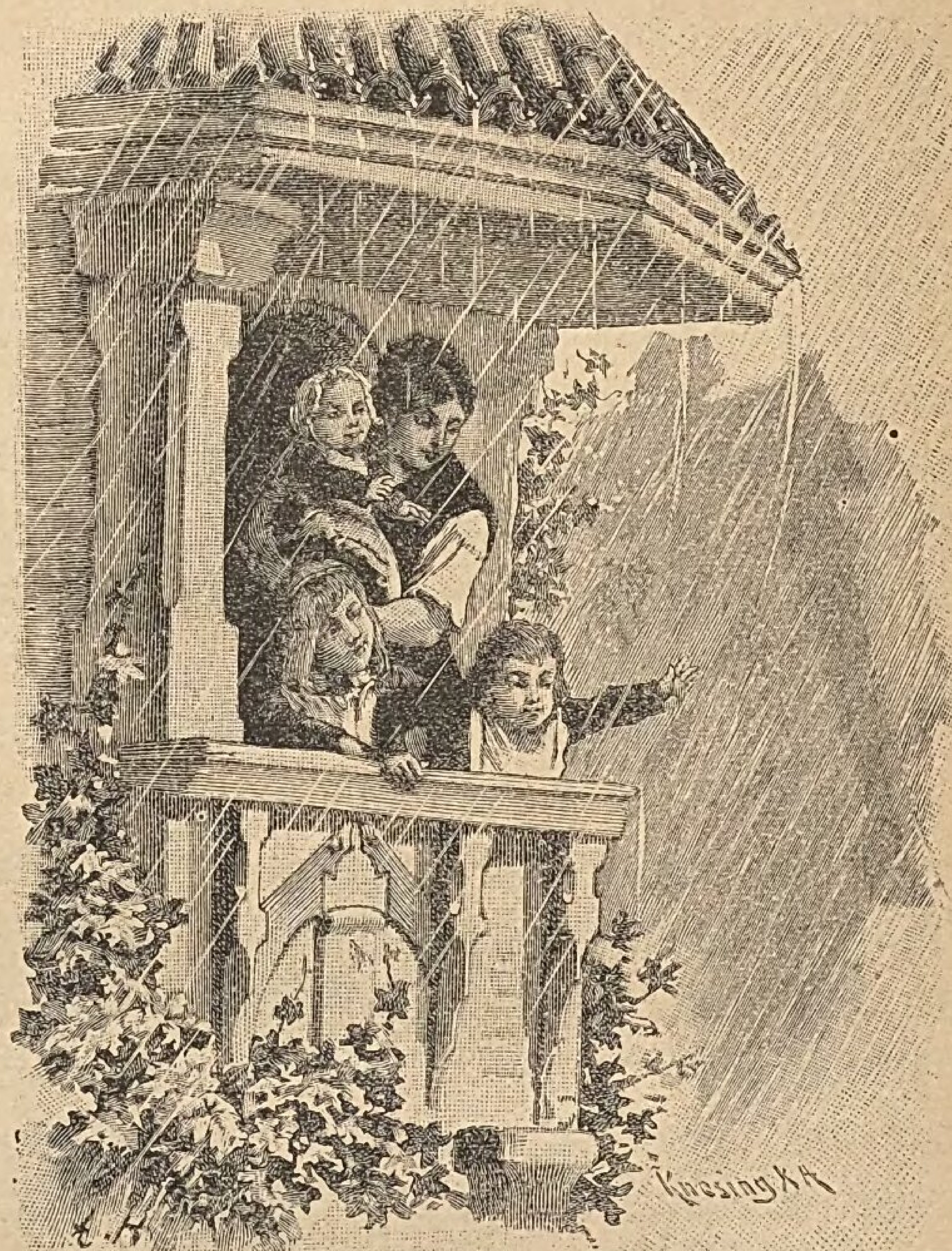
211. Wolken und Regen.

Funk.

Wenn es lange nicht geregnet hat, so bekommt alles, was auf der Erde lebt und wächst, einen großen Durst. Die Kräuter und Blümlein lassen ihre Köpfchen hängen, als wenn sie matt und müde wären. Die Tiere werden ordentlich schläfrig, und selbst die Menschen beklagen das lang anhaltende trockene Wetter und sagen zu einander: Ach, wenn es doch nur wieder einmal regnete!

Auf einmal sieht man am Himmel kleine, weiße Wölkchen, die wie Schäfchen aussehen. Nach und nach erscheinen auch größere, schwarze Wolken, die wie Türme, Felsen und Berge geformt sind. Sie überziehen allmählich den ganzen Himmel, so daß man die Sonne nicht mehr sehen kann. Endlich fängt es an zu regnen. Nun freuen sich Menschen und Tiere. Gänse und Enten, Schwalben und Spatzen kommen zu den Wasserpfützen, trinken und baden sich darin. Gesunde, muntere Knaben springen in den lauen Sommerregen und lassen sich ein wenig begießen. Auch der Arbeiter auf dem Felde wird nicht ärgerlich, wenn ihn

ein warmer Regen ein bißchen wäscht, ja er meint, das wäre ihm recht gesund. Aber ebenso freuen sich Saatfelder, Bäume und Blumen über den lange entbehrten Regen. Für sie



ist er Speise und Trank. Nun richten sie wieder ihre Blätter nach oben, gerade als wenn sie sagen wollten: Du lieber Gott, hab' Dank für den frischen Trunk! Ohne Regen gäbe es weder Brot noch Kuchen, keine Äpfel und Birnen und keine Erdbeeren.

212. Der Regen.

Christoph von Schmid.

Ein Kaufmann ritt einst vom Jahrmarkt nach Hause und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch

und durch naß. Darüber war er unzufrieden und klagte sehr, daß Gott ihm ein so schlechtes Wetter zur Reise gebe

Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Hier sah er mit Entsetzen einen Räuber stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte und sie abdrückte. Er wäre ohne Rettung verloren gewesen; allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn und entkam glücklich der Gefahr.



Als er in Sicherheit war, sprach er bei sich selbst: Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter verwünscht und es nicht als eine Schickung Gottes geduldig angenommen habe. Wäre der Himmel heiter und die Luft rein und trocken gewesen, so läge ich jetzt tot in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben. Künftig will ich nicht mehr vergessen, was das Sprüchlein sagt:

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
obgleich es uns oft anders scheint.

213. Sonnenschein und Regen.

Christoph von Schmid.

Wenn doch nur immer die Sonne schiene! sagten die Kinder an einem trüben, stürmischen Regentage. Ihr Wunsch schien bald in Erfüllung zu gehen. Denn mehrere Monate lang erblickte man kein Wölklein am Himmel. Die lange Trockenheit richtete aber großen Schaden auf Äckern und Wiesen an. Im Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und der Flachs, auf den sich die Mädchen so gefreut hatten, wurde kaum fingerlang.

Seht ihr nun, sprach die Mutter, daß der Regen ebenso notwendig ist als der Sonnenschein? Lernt aber zugleich aus dieser Einrichtung Gottes die heilsame Wahrheit, daß es auch für uns Menschen nicht gut wäre, wenn wir lauter heitere, frohe Tage hätten. Es müssen auch trübe Tage, Trübsale und Leiden von Zeit zu Zeit über euch kommen, damit ihr zu guten Menschen heranwachset.

Sonnenschein und Sturm und Regen,
Freud' und Leid sind Gottessegen.

214. Wie das Kind bei einem Gewitter betet.

Karl Enslin.

Gott ist bei mir!
Er ist bei seinen Menschenkindern allen;
es kann kein Haar von ihren Häuptern fallen,
daß er's nicht weiß.
Mag es auch donnern oder blitzen,
er wird vor Unglück mich beschützen.
Gott ist bei mir!

215. Der Regenbogen.

Christoph von Schmid.

Nach einem furchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus und rief voll Freude: Solche wunderschöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin und alle meine Muschelschalen in meinem Farbenkästlein damit füllen.



Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu. Allein zu seinem Erstaunen stand der arme Knabe nun im Regen da und ward nicht das geringste von einer Farbe gewahr. Durchnäßt vom Regen und traurig kehrte er zurück und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne eine kleine Weile so schön gefärbt.

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
sonst kehrt in Schmerz sich dein Vergnügen.

216. Die Farben.

Franz Hoffmann.

Es war sehr heiß gewesen. Nachmittags zogen schwere Wolken herauf — ein heftiges Gewitter entlud sich unter Donner und Blitz; erfrischender Regen strömte herab. Nachdem die Wolken vorübergezogen waren, strahlte die Sonne auf die erquickten Bäume und Blumen und spiegelte sich in zahllosen Tropfen, welche an den Gräsern und Blättern hingen.

Die Kinder traten mit der ältesten Schwester Maria in den Garten, setzten sich im Gartenhäuschen nieder und sprachen dies und jenes. Endlich wandte sich ihr Gespräch auf die Farben. Franz sagte: Die rote Farbe ist mir doch von allen die liebste.

Weshalb? fragte Maria.

Das will ich dir erzählen: Eh' die Sonne aufgeht, hat der Himmel ein rotes Mäntelchen um, und eh' die Sonne untergeht, ebenso; rot ist die Farbe der Rose, der schönsten Blume der ganzen Welt; rot sind die Wangen der Äpfel, wenn sie reif sind; die süßesten Kirschen sind rot; deshalb ist Rot meine Lieblingsfarbe.

Ernst sagte: Meine liebste Farbe ist Weiß. Welch ein Vergnügen, im Winter die weißen Schneeflocken wirbeln zu sehen, dann den Schlitten zu nehmen und auf der schimmernd weißen Fläche dahinzugleiten! Weiß sind unsere Bäume im Mai, wenn sie im Blütenschmucke prangen; weiß ist meine Lieblingsblume, die Lilie. Die erste Blume, die nach dem Winter im Garten hervorbricht, das Schneeglöckchen, von dem der Vater sagte, es läute den Frühling ein, ist weiß. Darum ist Weiß meine liebste Farbe.

Dafür lobe ich mir doch Grün, sagte Emil. Wie wohlthuend ist es für das Auge, auf ein grünes Kornfeld hin-

zusehen! Grün ist der schattige Wald; grün sind die Wiesen und Matten; ein grünes Gewand trägt der Jäger im dunklen Forst, und ein Jäger will ich werden. Drum ist Grün meine liebste Farbe.

Aber ich kann doch gar nicht begreifen, sprach Paul, daß niemand von euch die blaue Farbe liebt; das ist doch die schönste von allen. Die Wunderblume im Gebirge, von welcher neulich der Bergmann uns erzählte, ist blau. Blau ist der Himmel, an dem Sonne, Mond und Sterne stehen, und die Augen der Mutter sind auch blau. Darum ist Blau meine liebste Farbe.

Aber ihr werdet doch zugeben, rief Karl, daß auch die gelbe Farbe ganz prächtig aussieht! Habt ihr etwas Schöneres gesehen als das große, blühende Saatfeld vor vier Wochen, das hinter unserm Garten sich ausdehnte und von Millionen Bienen und Käfern umschwärmt war? Die gelbe, volle Rose hier, hat sie sich vor ihren roten Schwestern zu schämen? Gelb ist meine liebste Farbe.

Nun fingen die Knaben an zu streiten, wohl eine halbe Stunde lang; jeder verteidigte seine liebste Farbe. Maria, die älteste Schwester, hörte zu. Als der Streit etwas lebhaft wurde, sprach sie: Kommt, ich will euch etwas zeigen. Sie führte die Knaben auf den freien Platz vor dem Gartenhause und zeigte ihnen einen überaus prächtigen Regenbogen, der eine leuchtende Brücke von der Erde zum Himmel zu bilden schien. Ha, wie prächtig! riefen die Knaben aus.

Und alle Farben sind darin, sprach Maria, und erst in der Zusammensetzung strahlen sie recht lieb und zauberisch in das Auge. Möget ihr eine davon aus diesem herrlichen Bogen hinweg wünschen?

Nein! riefen die Knaben, betrachteten noch lange den Friedensbogen, den der Herr über die Erde wölbet, und waren heiter und froh zusammen.

217. Rätsel.

1.

Du hast mich stets in dir
und bist auch stets in mir.
Ich bin ein Ding, das du nicht siehst,
so nah, so weit und breit es ist,
das durch die kleinsten Löcher kriecht,
das macht, daß dir die Blume riecht,
das macht, daß dir das Lied erklingt,
daß froh im Wald der Vogel singt.
Du holst mich tausendmal ins Haus
und stößt mich tausendmal hinaus.
Es schöpft und holt mich jedermann,
und tot ist, wer das nicht mehr kann.

2.

Ein Vorhang aus Luft
und Duft
gewoben
und wie der Wind
geschwind
zerstoben.
Was ist es?
Ihr wißt es.

Friedrich Güll.

Die Jahreszeiten.

218. Frühling, Sommer, Herbst, Winter.

Wilhelm Hey.

Frühlingszeit, schönste Zeit,
die uns Gott der Herr verleiht,
weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde,
läßt die jungen Lämmer springen,
läßt die lieben Vögel singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
der euch so den Frühling schenkt!

Sommerzeit, heiße Zeit!
Sonne brennt gar weit und breit;
aber Gott schickt milden Regen,
schüttet alles Feld voll Segen,
schenkt dem Schnitter volle Ähren,
Brot genug, uns all' zu nähren.
Menschen, merkt es, Gott ist gut,
daß er so am Sommer thut.

Herbsteszeit, reiche Zeit!
Gott hat Segen ausgestreut,
daß sich alle Bäume neigen
von den fruchtbeladnen Zweigen;
schaut nun her mit Vaterblicken,
wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gaben gern,
aber ehret auch den Herrn!

Winterzeit, kalte Zeit!
Aber Gott schenkt warmes Kleid:
dichten Schnee der kahlen Erde,
warmes Wollenfell der Herde,
Federn weich den Vogelscharen,
daß sie keine Not erfahren, —
Menschen, Haus und Herd auch euch!
Lobt ihn, der so gnadenreich!

219. Der Frühling.

Lorenz Kellner.

Der schöne Frühling ist wieder gekommen! Nun scheint die helle Sonne wärmer, und die Bäume werden grün. Meine Augen sehen überall bunte Blümchen; überall, auf jener Wiese und dort in dem Garten, sprossen sie hervor und erfüllen die reine Luft mit ihrem angenehmen Dufte. Die Vögelein im Walde singen ihr munteres Liedchen und bauen kunstvolle Nester. Der Landmann besäet wieder seinen Acker.

In dieser schönsten Zeit des Jahres spielen wir Kinder gerne draußen im Schatten der Bäume oder auf blumigen



Wiesen. O, wie schön ist der Frühling! Wir wollen unsern Vater im Himmel lieben, der ihn zur Freude der Menschen schuf!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
der wiedererwachten Natur;
es grünen die Bäume, die Reben,
die Saaten, die Wiesen, die Flur.

220. Aus der Stub' hinaus.

Besseldt.

Fort ist Schnee und Eis,
grün ist's Birkenreis;
in den Gärten, auf den Wiesen
Tausendschön und Veilchen sprießen;
fort ist Winter, Schnee und Eis,
und der Kirschbaum grün und weiß.

Lustig tönt's auf allen Zweigen,
Lerchen auf zum Himmel steigen,
und im dichten, grünen Wald
Nachtigallenlied erschallt.
Aus des Baches Rohr
guckt der Frosch hervor.
Mücken tanzen, Käfer schwirren,
Bienen um die Blumen irren;
und der Frosch aus leichtem Rohr
springt nach Flieg' und Mück' empor.

Aus der Stub' hinaus,
aus dem engen Haus,
in den Garten laßt uns springen
und dem Mai ein Liedchen singen!
Aus der Stub', aus engem Haus
in des Gartens Grün hinaus!

221. Der Stieglitz.

Wilhelm Curtman.

Als der liebe Gott die Vöglein machte, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen, Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen und zum Singen.

Als sie alle fertig waren und um ihn herstanden, da nahm er einen großen Farbenkasten und malte ihnen bunte Federn. Da kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und rötliche Flügel. Der Kanarienvogel wurde so gelb wie eine Citrone, und die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen weißen Fleck daneben. Alle Vögel wurden prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickt.

Nur einer war übrig geblieben, weil er hinter den andern stand und sich nicht vordrängen wollte; das war der Stieglitz. Als er endlich auch herbeikam, da hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht, und es war nichts mehr übrig als die leeren Schälchen. Da weinte das arme Vögelein,

daß es nicht auch so ein buntes Federkleid haben sollte wie die andern. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: Sei ruhig! Es ist noch in jedem Schälchen ein klein wenig Farbe zurückgeblieben; das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen. Und er that es und malte den Stieglitz ein bißchen rot und ein bißchen blau und ein bißchen schwarz und ein bißchen grün. Aus allen Schälchen nahm er ein wenig Farbe, so daß der Stieglitz der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihn so schön gemacht hatte.

222. Kind und Storch.

Rudolf Löwenstein.

Der Storch ließ auf dem Dach sich nieder
und sprach: Da, Kinder, bin ich wieder!
Nun saget mir: Was ist geschehn,
seit ich das Dörflein nicht gesehn?



Ei, sprach der Hans, in diesen Tagen,
da hat sich vieles zugetragen:
Mein Vater kaufte eine Kuh
und meiner Schwester neue Schuh!
Ich hab' an Größe zugenommen
und jetzt auch Stiefel und Hosen bekommen;
Weihnachten kriegte ich ein Schwert
und ein sehr wildes Wiegenpferd;
und in die Schule geht, mein Bester,
jetzt auch die Suse, meine Schwester;
und weil sie neulich nichts gewußt,
hat sie nachsitzen schon gemußt. —
Pfui Hans, begann der Storch zu klappern,
man darf nicht aus der Schule plappern!

223. Osterzeit.

Johann Falk.

1. O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden, Christ ist erstanden:
Freue, freue dich, Christenheit!
2. O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Osterzeit!
Tod ist bezwungen, Leben errungen!
Freue, freue dich, Christenheit!
3. O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Osterzeit!
Kraft ist gegeben; laßt uns ihm leben:
Freue, freue dich, Christenheit!

224. Ostern.

Alois Frietinger.

Laue Winde kommen über die Berge. Die Wiese schmückt sich mit neuem Grün, und unter der knospenden Hecke blühen Blauveilchen. Auf dem Kirchturm steht Meister Klapperstorch

im alten Neste. In den Blüten des Apfelbaums schwatzen Stare, und um die braunen Dächer des Dörfleins schießen zwitschernde Schwalben. Fröhlich eilt das Bächlein durch die grüne Au. Schlüsselblumen baden ihre goldenen Glocken in den hellen Wellen. Überall ein Wachsen, Knospen, Blühen; überall ein Singen und Jubilieren; überall Glück und Freude. Die Erde ist aus langem Winterschlafe aufgewacht und hat sich in ihr Festgewand gekleidet: es ist um die selige Osterzeit.

Mitten in den Jubel fallen die stillen Tage der Karwoche. Der liebe Glockenklang ist verstummt. Schwarze Tücher haben das Innere der Kirche in tiefes Dunkel gehüllt. Nur das beleuchtete Grab des Heilandes schimmert aus der Finsternis. Davor knien die Kinder und gedenken mit Trauer, welch bittere Schmerzen der Erlöser für uns gelitten.

Am Samstag nachmittags aber ertönt Glockengeläute von allen Türmen. Die Gläubigen wallen zur Kirche, um die Auferstehung des Herrn zu feiern.

Am Ostersonntag ist Festgottesdienst. Da braust die Orgel, und mächtig stimmt die Gemeinde mit ein in den Jubelgesang: Alleluja! Christus ist erstanden!

Nach dem Gottesdienste eilen die Kinder nach Hause. In der Karwoche hatten sie aus Moos und Weidenzweigen viele heimliche Nestchen und Gärtlein gebaut — für den Osterhasen. Und er ist gekommen! Das geheimste Versteck in der Haselhecke und im Hollerbusch hat er gefunden und rote, blaue, braune Eilein hineingelegt. Ist das eine Freude!

Nachmittags zieht die Kinderschar hinaus auf den Anger. Rasch ist aus wenigen Brettlein ein Steg gebaut. Nun läßt man die Ostereier hinabkugeln über den Hügel, mitten hinein ins grüne Gras und zwischen die Silbersterne der Gänseblümchen. Seitab aber steht der dicke Müllerhans. Warum spielst du nicht mit? fragt ihn das Schwesterchen. Da sagt der Hans: Die Eier sind nicht zum Spielen, sondern zum Essen da, denk' ich!

225. Mai.

Ludwig Bauer.

Ein Gartenbursch, das ist der Mai,
der schafft im Garten frank und frei.
Der tausend Blumen bunte Pracht
hegt sorgsam er bei Tag und Nacht.
Den Blütenbaum er treulich pflegt,
daß er gedeiht und Früchte trägt;
den emsʼgen Bienen jederzeit
hat er ein leckres Mahl bereit,
in Baum und Busch die Vögelein —
das sind die Kameraden sein;
wer sie so froh beisammen schaut,
dem pocht das Herz vor Freude laut!

226. Pfingsten.

Wilhelm Hey.

Pfingsten ist es. Kinder, hört, was uns dieser Tag beschert! Jesu Jünger, stillverborgen, machten sich gar große Sorgen um der Menschen Haß und Spott. Doch da hat der liebe Gott seinen Geist auf sie gegossen, daß sie nun gar unverdrossen, stark und frei sind ausgegangen, recht mit Eifer angefangen, viele Menschen treu belehrt und zum lieben Gott bekehrt.

Geist des Herrn, ich bitte dich, Pfingsten istʼs, kommʼ auch auf mich! Laß von nun an mich auf Erden einen Jünger Jesu werden! Lehre mich und stehʼ mir bei, daß ich recht beständig sei, daß ich recht auf Gottes Werke und auf seinen Willen merke, recht mit Freuden ihn vollbringe, daß mich keine Sünde zwinge. Geist des Herrn, o machʼ mich fromm, daß ich in den Himmel kommʼ!

227. Der Sommer.

Lorenz Kellner.

Im Sommer scheint die Sonne heißer als im Frühlinge. Die vielen Blumen, welche noch blühen, das Gemüse in den Gärten und alles auf dem Felde schmachtet nach Regen. Alles bedarf der Erquickung. Da verdunkelt sich der Himmel; der Donner rollt. Blitze blenden das Auge, und ein wohlthätiger Regen erfrischt die durstigen Bäume und Kräuter. Alles wächst noch einmal so schön, und der Mensch freut sich darüber.

Aber die Hitze wird noch größer; das Getreide reift, und es rötet sich die Kirsche. Sie wird den Wangen des munteren Knaben ähnlich und übertrifft sie bald an frischer Farbe. Die Stachelbeere reift mit der Johannisbeere; die Kinder pflücken sie jubelnd ab und löschen damit ihren Durst. Unreifes Obst essen sie aber nicht; denn dieses ist den Menschen schädlich.

Nach und nach wird das Laub der Bäume dunkler; das Korn wird gelber, und der Schnitter wetzt seine Sense, um es zu mähen. Bald liegt es abgeschnitten da, und der Landmann fährt es nach Hause, um es dort in der Scheune zu dreschen. Wie schön ist der Sommer! Er schenkt den Kindern süße Früchte, und durch seine Wärme reift das unentbehrliche Getreide.

228. Der Herbst.

Robert Reinick.

Da steigt der Herbst frisch von den Bergen nieder. Und wie er wandert durch den grünen Wald, gefällt's ihm nicht, daß überall das Laub dieselbe Farbe hat. Er sagt: Viel hübscher ist es rot und gelb, das sieht sich lustig an. So spricht er, und gleich färbt der Wald sich bunt.

Und wie der Herbst drauf durch den G a r t e n geht und durch den Weinberg, spricht er: Was ist das? Der Sommer that so groß mit seiner Hitze, und Wein und Obst hat er nicht reif gemacht. Schon gut, so zeig' ich, daß ich's auch versteh'! Und kaum gesagt, so haucht er Wein und Obst mit seinem Atem an. Und siehe da, die Äpfel und die Pflaumen und die Trauben, zusehends reifen sie voll Duft und Saft.

Drauf kommt der Herbst zur S t a d t und sieht die Knaben in der Schule sitzen voller Fleiß. Da ruft er ihnen zu: Grüß Gott, ihr Buben! Kommt zu mir aufs Land! Ich hab' dem Wald sein Laub schön bunt geblasen. Ich hab' dem Apfel rot gefärbt die Backen. Ich will euch klar und blank die Augen wehen und eure Wangen tüchtig bräunen, wie sich's für Jungen schickt. Versteht ihr mich?

So spricht der Herbst, und jubelnd ziehn die Knaben auf seinen Ruf durch Berg und Wald und Feld und kehren heim mit neuer Lust zur Arbeit.

229. Wer war das?

Haag.

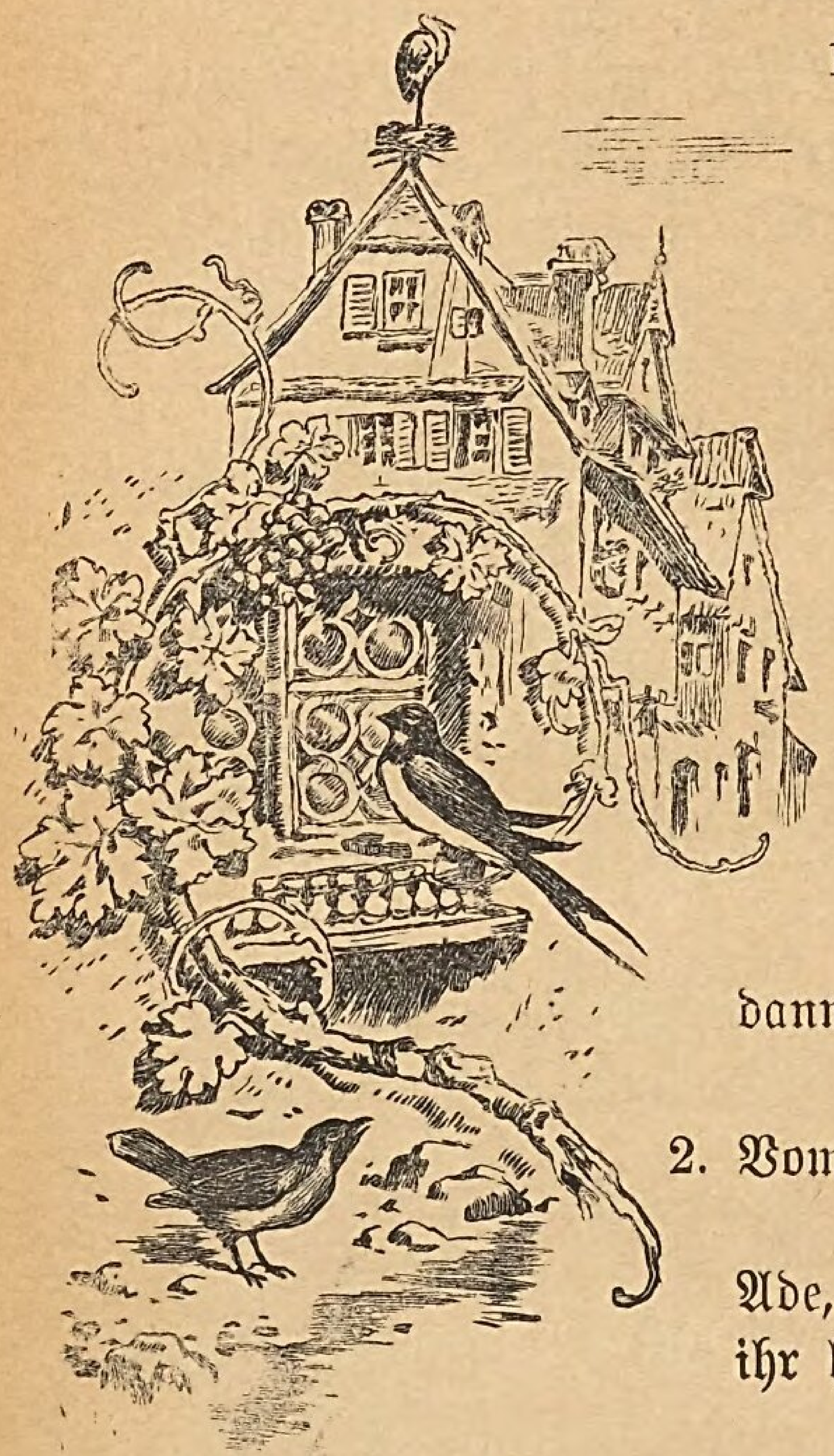
Ich sah ein Büblein, kerngesund,
mit frischen, roten Wangen,
mit einem Köpfchen, kugelrund,
hoch, hoch im Winde hangen.

Kopfunter, denkt euch, hing es da
und schien vergnügt und munter,
und als ich es so hängen sah,
da fiel es, patsch, herunter.

Es fiel mir auf die Nase gar,
das schien mir sehr vermessen;
drum hab ich gleich mit Haut und Haar
das Büblein aufgegessen.

230. Der Vöglein Abschied.

Rudolf Löwenstein.



1. Wer klappert am Dache, mein Kindlein? Horch, horch!
Ade, lieber Bauer! so rufet der Storch.
Nun ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
ihr Wiesen, ihr Sümpfe; wir scheiden ja heut.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt;
er laß es von Feuer und Stürmen verschont!
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann wehn,
dann gibt es ein freudiges Wiedersehn. Ade! Ade!

2. Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell.
Ade, liebe Fluren! so singet sie hell;
ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank;
ich hab's euch gedanket mit schmetterndem Sang.
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch gehn;
o, möget im Lenze ihr wonnig erstehn!
Wir Vöglein, wir können so lange nicht warten.
Gott schirme indessen den schlummernden Garten! Ade! Ade!

3. Zum Fenster noch einmal blickt 's Schwälbchen hinein:
Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest an dem Fenster gebaut;
ihr habet mit Freuden die Kleinen geschaut
und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört
und habet mir niemals den Frieden gestört;
drum möge auch euch in Freud' und Gefahren
der Himmel die liebenden Eltern bewahren! Ade! Ade!

231. Der Winter.

Lorenz Kellner.

Im Winter sind die Tage sehr kurz und die Nächte lang. Die meisten Bäume sind nun kahl, und alles ist wie tot. Es wird immer kälter. Oft fällt auch Schnee. Den legt der liebe Gott wie eine große, weiße Decke über Wiesen und Felder, damit die zarten, jungen Pflanzen nicht erfrieren. Die meisten Vögel sind in wärmere Länder gezogen; nur der Sperling und der Emmerling beleben noch die Straßen, und der Rabe läßt sein Gekrächz ertönen. Das Wasser hat nun eine harte und glatte Decke; fröhlich tummeln sich die Kinder darauf. Lustig gleitet der Schlitten über die Schneefläche dahin. Aber auch in der Stube daheim ist es gut. Da steht der freundliche, warme Ofen; um den versammelt sich abends groß und klein, und dann wird geplaudert und erzählt, daß es eine Lust ist.

232. Der erste Schnee.

Friedrich Güll.

Ei, du liebe, liebe Zeit!
Ei, wie hat's geschneit, geschneit!
Rings herum, wie ich mich dreh',
nichts als Schnee und lauter Schnee.
Wald und Wiesen, Hof und Hecken,
alles steckt in weißen Decken.
Auf den Dächern um und um
nichts als Baumwoll' ringsherum.

Und der Schlot vom Nachbarhaus,
wie possierlich sieht der aus!
Hat ein weißes Müllerkäppchen,
hat ein weißes Müllerjöppchen.
Meint man nicht, wenn er so raucht,
daß er just sein Pfeifchen schmaucht?
Und im Hof der Pumpenstock
hat gar einen Zottelrock

und die pudrige Perücke
und den Haarzopf im Genicke;
und die ellenlange Nase
geht schier vor bis an die Straße.

Und gar draußen vor dem Haus —
wär' nur erst die Schule aus!
Aber dann, wenn's noch so stürmt,
wird ein Schneemann aufgetürmt,
dick und rund und rund und dick
steht er da im Augenblick.



Auf den Kopf als Hut 'nen Tiegel
und im Arm den langen Prügel
und die Füße tief im Schnee,
und wir rings herum, juchhe!
Ei, ihr lieben, lieben Leut',
was ist das heut eine Freud'!

233. Wie der Schnee sein weißes Kleid bekam.

Aus dem Volksmunde erzählt von Georg Nikolaus Marschall.

Als unser Herr alles erschaffen hatte, Gras und Kräuter und Blumen, gab er diesen auch schöne Farben zu ihrer Zierde. Dann schuf er auch den Schnee, damit er im Winter eine warme Decke bilde für die zarten Gräser und Blumen. Deine Farbe kannst du dir selbst suchen, sprach der Schöpfer zum Schnee, denn du kommst ja überall hin.

Da ging der Schnee zum Gras und sprach: Gib mir deine wohlthuende grüne Farbe. Aber er wurde abgewiesen. Hierauf bat er die Rose um ihr herrliches rotes Kleid; aber sie wies ihn auch fort. Nun wünschte er vom Veilchen die blaue und von der Sonnenblume die gelbe Farbe zu erhalten. Doch überall wurde seine Bitte mit Hohn abgeschlagen.

Endlich kam der Verspottete traurig zum Schneeglöckchen, klagte diesem sein Leid und sprach: Will mir niemand seine Farbe geben, so geht es mir wie dem Wind, der deshalb so böse ist und so viel Schaden anrichtet, weil ihn niemand sieht. Da erbarmte sich das mitleidige Schneeglöcklein über den Schnee und sagte: Wenn dir meine bescheidene weiße Farbe genügt, so will ich sie mit dir teilen. Dankbar nahm der Schnee die angebotene Gabe an. Seitdem trägt er ein weißes Kleid. Mit dem Schneeglöcklein hält er treue Freundschaft; aber den anderen Blumen ist er nicht gut, und wehe ihnen, wenn er sie erreichen kann.

234. Schlittenfahrt.

Christian Dieffenbach.

Das ist ein fröhlich Fahren;
der Schnee blinkt weiß und rein;
im Schlitten sitzt behaglich
das kleine Schwesterlein.

Es hat der eine Bruder
als Pferd sich vorgespannt,
der andre schiebt von hinten,
der Spitz kommt nachgerannt.

Mit frischen, roten Backen
geht es im Trab voran,
mit Jubeln und mit Jauchzen
auf glatter Schlittenbahn.

235. Der Vogel am Fenster.

Wilhelm Hey.



An das Fenster klopft es: Pick! pick!
Macht mir doch auf einen Augenblick!
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
habe kein Futter, erfriere bald.
Liebe Leute, o laßt mich ein,
will auch immer recht artig sein!

Sie ließen ihn ein in seiner Not;
er suchte sich manches Krümchen Brot,
blieb fröhlich manche Woche da;
doch als die Sonne durchs Fenster sah,
da saß er immer so traurig dort.
Sie machten ihm auf, husch, war er fort!

236. Die kleine Wohlthäterin.

Friedrich Krummacher.

Es war ein sehr kalter Winter; die Erde war mit tiefem Schnee bedeckt; auf den Bäumen glitzerte der Duft, und den Bach deckte eine Eisrinde. Die armen Vögelein kamen in die Städte und Dörfer und suchten ihre Nahrung auf den Gassen und vor den Thüren und Fenstern. Minna, das Kind wohlhabender Eltern, sammelte die Brosamen von dem Tische und trug sie in der Schürze hinunter vor das Haus. Dort streute sie die Brosamen hin und sah zu, wenn die hungrigen Vögelein herbeiflogen und sie wegpickten. Dem Kinde aber zitterten die Hände vor Kälte. Vater und Mutter sahen ihr zu und freuten sich. Der Vater fragte: Minna, warum thust du das? Das Kind sagte: Die Vögelein sind ja jetzt arme Tiere; sie haben Hunger und schauen einen so an mit ihren Äuglein, als ob sie sagen wollten: Gib mir etwas zu essen! Die Eltern sprachen: Du kannst aber doch nicht alle hungrigen Vögel sättigen? Das Kind antwortete: Andere Kinder werden thun wie ich, wie ja auch ihr, liebste Eltern, armen Leuten Almosen gebet.

237. Der Winter als Zuckerbäcker.

Christian Dieffenbach.

Der Winter ist ein schlimmer Mann,
hat immer seine Freud' daran,
den Leuten etwas weiß zu machen;
dann möcht' er sich zu Tode lachen.

Oft kommt er stille in der Nacht
und hängt an jedes Reislein sacht
von Gerstenzucker, hell und rein,
ein Stengelchen, bald groß, bald klein,
und über Berg und Thal und Wald
streut über Nacht er alsobald
den schönsten, weißen Zucker aus;
dann schleicht er wieder still nach Haus.

Und wenn der frühe Morgen graut,
das Kindchen durch das Fenster schaut,
da sieht es, was in stiller Nacht
der liebe Winter hat gemacht.
Geht fröhlich aus dem warmen Haus
hin auf die weiße Straß' hinaus,
will hurtig von dem Zucker lecken.
Wie wird ihm das so herrlich schmecken!
Es steckt den Mund recht tüchtig voll,
o weh! das ist doch gar zu toll;
der Zucker schmeckt ihm eisig kalt
und wird zu Wasser alsobald.

Der Winter, dieser böse Mann,
hat aber seine Freude dran,
steht hinterm Busch bei all den Sachen
und will sich fast zu Tode lachen.

238. Vom Christkind.

Christoph von Schmid.

Fromme Hirten wachten einst zur Nacht auf dem Felde bei ihrer Herde. Auf einmal stand, hell und voll Glanz, ein Engel vor ihnen. Er sagte: Ich verkünd' euch große Freude. Heute kam der Heiland zur Welt, Christus der Herr. In einer Krippe werdet ihr das Kindlein finden.

Hierauf kamen noch viele, viele Engel. Alle lobten Gott und sangen: Ehre sei Gott in der Höhe; Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!

Darauf kehrten die Engel in den Himmel zurück. Die Hirten aber sprachen: Lasset uns nach Bethlehem gehen und sehen, was der Herr uns verkündet hat! Sie gingen hin und fanden Maria und Joseph und das Kind, das in Windeln eingewickelt in einer Krippe lag.

Da wurden die Hirten voll Freude und lobten und priesen Gott.



239. Das Christbäumchen.

Nach Andersen aus Muttersprache.

Das frohe Weihnachtsfest war vorüber. Die Kinder hatten den Christbaum in einen Winkel des Hofes gestellt; er war alt geworden. Auf seinen dürren Zweigen saßen die Spatzen still und traurig; denn der Schnee lag hoch, und die Luft war kalt. Da hörten sie, wie es in den Zweigen des Baumes knisterte und flüsterte. Bald verstanden sie, wie der Christbaum zu ihnen sprach: Ihr armen Spatzen dauert mich. Ihr habt ein schlimmes Weihnachtsfest gehabt, während

ich in Glanz und Herrlichkeit lebte. Ach, erzähle uns davon, riefen die Spatzen, damit wir ein Weilchen unsere Not vergessen.

Der Christbaum begann: Meine Jugend verlebte ich im grünen Walde. Wie herrlich war es da! Über mir schien die Sonne und sang die Drossel. An meinen Wurzeln hatten die kleinen Mäuschen ihre Wohnung gegraben. Zuweilen kam ein Häslein und spielte mit mir.

Vor wenigen Wochen ging ein Mann mit einem Beile durch den Wald. Der hackte mir die Wurzeln ab, legte mich mit meinen Brüdern auf einen kleinen Schlitten und fuhr uns in die Stadt. Hier machte der Mann jedem einen künstlichen Fuß. Ich war der schönste unter meinen Brüdern. Darum brachte er mich in dieses große Haus. Hier habe ich meine glücklichste Zeit verlebt.

Da wurde ich mit goldenen Äpfeln und Nüssen geschmückt, und Lichter wurden an meine Zweige gebunden. Als der Christabend kam, strahlte ich im schönsten Glanze. Die Lichter waren angezündet, mein Schimmer durchleuchtete die Stube. Da ging die Thüre auf. Die Kinder sprangen herein und jubelten; denn alles, was ich trug und was zu meinen Füßen lag, gehörte ihnen. Das war der schönste Tag meines Lebens.

Der Christbaum schwieg und dachte an das erlebte Glück zurück. Auch die Sperlinge saßen still auf seinen Zweigen. Dann riefen sie: Hab' Dank für deine Erzählung! und flogen davon.

240. Die vergoldeten Nüsse.

Christoph von Schmid.

Am Weihnachtsabend standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume. Die Zweige desselben waren mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt.

Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, und er wollte sie haben.

Die Mutter sagte: Diese Nüsse zieren den Baum gar schön, wir wollen sie deshalb hängen lassen. Sieh', da hast du andere Nüsse! Allein Peter rief weinend: Ich mag keine braunen Nüsse, ich will goldene Nüsse. O, die müssen süße Kerne haben!

Die Mutter dachte, man könne das eigensinnige Kind nicht besser strafen, als wenn man ihm den Willen thäte. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse und teilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war sehr erfreut und klopfte die schönen Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl, und seine Geschwister lachten ihn aus.

Der Vater aber sprach: Diese Nüsse waren nur zum Anschauen bestimmt. Ich leimte daher Nußschalen zusammen und überzog sie mit ein wenig Goldschaum. Übrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen. Das Äußere ist oft schön; das Innere hat keinen Wert.

241. Der Schneemann.

Friedrich Güll.

Schneemann dort am Gartenzaune hat gar eine üble Laune. Steht er da voll Trutz und Groll, weiß nicht, was er reden soll. Und die Sonne blinkt und blitzt, daß er wie ein Kranker schwitzt. Weil der Himmel ist so blau, wird er vor Verdruß schier grau; weil die Wiesen werden grün, ärgert er sich schmal und dünn. Schneemann ist in großer Not; denn es droht ihm schon der Tod. Noch ein Schnapper, noch ein Schnauf, und er steht nicht wieder auf.

Kommen dann die schwarzen Raben, seine Leiche zu begraben, und Schneeglöckchen will vor Freuden ihm die Sterbeglocke läuten, und die Lerch' vor allen Dingen ihm ein Schlummerliedchen singen. Aber wo ist er zu finden? Vorne nicht und auch nicht hinten. Freilich, weil ihm

ganz zerbrochen an der Sonne seine Knochen, weil zu Wasser er zerronnen an dem Glanz der goldnen Sonnen. Kommt der Storch dazu geflogen und die Schwalbe hergezogen, fragen nach dem toten Mann: — niemand von ihm sagen kann. Wälzt der Storch mit seinem Bein an den Zaun hin einen Stein, und die Schwalbe mit dem Schnabel schreibt darauf die ganze Fabel:

Hier liegt einer, der im Leben weiter keinen Taug gegeben, der sich faul und sehr verstockt lebenslang daher gehockt; und damit er doch nicht länger bleiben soll ein Müßiggänger und ein Griesgram und ein Hasser, schmolz der Frühling ihn zu Wasser. Und damit will er begießen all die Blumen auf den Wiesen, daß sie weiß und gelb und grün euch zur Lust und Freude blühn.

242. Winters Flucht.

Hoffmann von Fallersleben.

Dem Winter ward der Tag zu lang,
ihn schreckt der Vögel Lustgesang;
er horcht und hört's mit Gram und Neid,
und was er sieht, das weckt ihm Leid.
Er flieht der Sonne milden Schein,
sein eigner Schatten macht ihm Pein.

Er wandelt über grüne Saat
und Gras und Keime früh und spat:
Wo ist mein silberweißes Kleid,
mein Hut, mit Demantstaub bestreut?
Er schämt sich wie ein Bettelmann
und läuft, was er nur laufen kann.

Und hintendrein scherzt jung und alt
in Luft und Wasser, Feld und Wald;
der Kiebitz schreit, die Biene summt,
der Kuckuck ruft, der Käfer brummt;
doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
so quakt der Frosch vor Ostern schon.

243. Rätsel.

1.

Weiß wie Kreide, leicht wie Flaum,
weich wie Seide, feucht wie Schaum.

2.

Ich bin das kälteste Kleid
und bin das wärmste zugleich;
bin unermeßlich weit,
doch wird kein Schneider dran reich.

3.

Ihr wißt, nur Lenz und Sonne geben
den andern Blumen sonst das Leben;
uns hat in kalter Wintersnacht
der grimme Frost zur Welt gebracht.
Die Erde hat uns nicht gehegt,
kein Gärtner freundlich uns gepflegt.
Wir können kurze Zeit nur prangen;
denn wenn uns Licht und Wärme droht,
ist unsere Herrlichkeit vergangen —
wir alle weinen uns zu Tod.
Auch darf uns deine Hand nicht pflücken;
wir sterben, wenn uns Hände drücken.

Duden.

Anhang.

---

244. Das Märchen vom Nußknacker.

Franz Graf von Pocci.

Zwei Knaben hatten im Walde Haselnüsse gepflückt, saßen unter den Stauden und wollten die Nüsse essen. Aber keiner hatte sein Messerlein bei sich, und mit den Zähnen konnten sie sie nicht aufbeißen. Da jammerten sie sehr und sagten: Ach, käme doch nur jemand, der uns unsere Nüsse aufknacken wollte! Kaum gesagt, so kam ein kleines Männlein durch den Wald einhergegangen. Aber wie sah

das Männlein aus? Es hatte einen großen, großen Kopf, an dem ein langer, steifer Zopf bis an die Fersen herabhing, eine goldene Mütze, ein rotes Kleid und gelbes Höslein. Indem es nun so einhertrippelte, brummte es das Lied:

Heiß, heiß,
beiß, beiß! —
Geh gern in den grünen Wald,
wenn die Nuß vom Strauche fallt,
mach's dem lust'gen Eichhorn nach,
knack' und nag' den ganzen Tag!



Die Knaben mußten sich schier zu Tode lachen über den kleinen, drolligen Burschen, den sie für ein Waldzwerglein hielten. Sie riefen ihm zu: Wenn du Nüsse beißen willst, so komme her und knacke uns diese auf, damit wir sie essen können! Da brummte das Männlein in den langen, weißen Bart:

Hans heiß' ich,
Nüsse beiß' ich.
Hab' ich aber mich beflissen,
euch ein Dutzend aufgebissen,
gebt mir zum Lohn
ein paar davon!

Ja, ja, schrien die Buben, du kannst mitessen; knacke nur fleißig auf! — Das Männlein stellte sich zu ihnen hin — denn am Sitzen hinderte es sein Zopf — und sprach:

Hebet auf den langen Zopf,
schiebt die Nuß in meinen Kropf,
drücket nieder und so fort,
schnell ist jede Nuß durchbohrt!

Also thaten sie und hörten das Lachen nicht auf, wenn sie den Kleinen immer beim Zopfe nehmen mußten und nach jedem tüchtigen Knack die Nuß aus dem Maule sprang. Bald waren alle Nüsse aufgebissen, und das Männlein brummte:

Heiß, heiß,
beiß, beiß;
will meinen Lohn
nun auch davon!

Der eine der Knaben wollte nun dem Männlein den versprochenen Lohn spenden. Der andere aber, ein böser Bube, hinderte ihn daran, indem er sprach: Warum willst du dem Bürschlein von unseren Nüssen geben? Wir wollen sie allein essen. Geh nur fort jetzt, Nußbeißer, und suche dir deine Nüsse selbst!

Da ward das Nußbeißerlein gewaltig erzürnt und brummte:

Gibst du mir keine Nuß,
so machst du mir Verdruß.
Ich nehme dich beim Schopf
und beiß' dir ab den Kopf!

Da lachte der böse Bube und sagte: Du mir den Kopf abbeißen? Mache lieber, daß du fortkommst, sonst laß' ich dir mein Haselstaudengertlein fühlen! Zugleich drohte er mit seinem Stöcklein.

Der Nußknacker wurde ganz rot vor Zorn, hob sich mit seinem Händchen den Zopf auf und schnappte wie ein Fisch im Wasser, und knack — der Kopf war weg.

245. Im Schlaraffenlande.

Nach Hans Sachs.

Das Schlaraffenland liegt drei Meilen hinter Weihnachten, und der Weg dahin führt erst rechts, dann links oder auch umgekehrt.

Rings ist ein großer Berg von Kuchen. Der ist drei Meilen dick, und wer in das Land hinein will, muß sich erst durch den Kuchen essen. Die Häuser aber in dem Lande

sind mit Eierfladen gedeckt. Die Thüren sind von Pfefferkuchen, die Fensterscheiben von Zuckertafeln und die Wände aus Speckseiten und Schweinebraten. Um jedes Haus ist ein Zaun von Bratwürsten geflochten, manchmal kalt und manchmal braun gebraten.

Für durstige Seelen ist es erst recht eine Lust hier; denn in allen Brunnen, Bächen und Strömen fließt der allerbeste Wein. Und wer den Mund an eine Brunnenröhre hält, dem läuft süßer Traubensaft hinein. Die Tannen im Walde sind alle geschmückt mit Zuckermännern, Zuckerweiblein, Posthörnchen, Pferdchen, Sternen, Ringen, goldenen Äpfeln und Nüssen, gerade wie bei uns die Weihnachtsbäume. Statt der Tannenzapfen tragen sie Pfannenkuchen, Waffeln und andere süße Sachen. An den Weiden wachsen frischgebackene Semmeln. Die fallen in die Milchbäche, welche unter den Bäumen hinfließen, und brocken sich von selber ein für diejenigen, welche gern Semmelmilch essen. Wer da gern mitlöffeln will, braucht gar keinen Löffel mitzubringen; für jeden liegt schon einer im Grase bereit.

Ganz drollig ist es mit den Fischen im Schlaraffenlande. Sie schwimmen nicht tief im Wasser, sondern spazieren auf der Oberfläche, sind auch allezeit gebacken oder gesotten und halten sich stets am Rande, daß jedermann sie mit den Händen fangen kann. Ja, ein echter fauler Schlaraffe braucht nur zu rufen: Bst! bst! Dann kommen die Fische auch ans Land spaziert und hüpfen dem Hungrigen in die Hand, damit er sich nicht zu bücken braucht.

Wer aber selbst zu faul ist, die Hände auszustrecken, der darf sich nur auf den Rücken legen und den Mund aufsperren, so fliegen ihm gebratene Hühner, Gänse, Tauben, Rebhühner und Wachteln hinein. Auch die Schweinlein, rundlich und fett, laufen im Lande gebraten umher und haben im Rücken gleich Messer und Gabel stecken. Die Straßen sind im Schlaraffenlande mit Käse gepflastert. Die

Steine aber sind lauter Fleischpastetchen, Austern und dergleichen Leckereien.

Wenn es im Winter regnet, so regnet es Honig. Wenn es im Sommer schneit, so schneit es klaren Zucker. Wenn es aber hagelt, so fallen Zuckerstückchen vom Himmel, untermischt mit Feigen, Mandeln und Rosinen.

Ja, ja, das ist ein herrliches Land, das Schlaraffenland! — Aber nur für Faulenzer und Schlemmer.

Wer sich will machen auf die Reis'
Und selbst dahin den Weg nicht weiß,
Der mag einen Blinden fragen.
Ein Stummer ist auch gut dazu,
Wird ihm nicht unrecht sagen.

246. Rotkäppchen.

Brüder Grimm.

1. Wie Rotkäppchen von der Mutter zur Großmutter geschickt wurde.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hatte jedermann lieb, der es nur ansah, am allerliebsten aber seine Großmutter; die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. — Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein; bringe das der Großmutter hinaus! Sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinauskommst, so geh hübsch sittsam und lauf nicht vom Weg ab; sonst fällst du und zerbrichst das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommst, so vergiß nicht guten Morgen zu sagen, und guck nicht erst in allen Ecken herum! Ich will schon alles recht machen, sagte Rotkäppchen, und gab der Mutter die Hand darauf.

2. Wie Rotkäppchen dem Wolfe begegnete und ungehorsam war.

Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. Guten Tag, Rotkäppchen! sprach er. Schönen Dank! — Wo hinaus so früh, Rotkäppchen? — Zur Großmutter. — Was trägst du unter der Schürze? — Kuchen



und Wein; gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zu gut thun und sich damit stärken. — Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter? — Noch eine gute Viertelstund weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus; unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen, sagte Rotkäppchen.

Der Wolf dachte bei sich: Das junge, zarte Mädchen, das ist ein fetter Bissen; der wird noch besser schmecken als die

alte Großmutter. Du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst. Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her; dann sprach er: Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die rings umherstehen! Warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingest, und es ist so lustig im Walde.

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme. — Rotkäppchen lief also vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief darnach und geriet immer tiefer in den Wald hinein.



3. Wie der Wolf Großmutter und Rotkäppchen verschlang.

Der Wolf aber ging geradewegs nach dem Hause der Großmutter und klopfte an die Thüre. Wer ist draußen? —

Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein; mach auf! Drück nur auf die Klinke! rief die Großmutter; ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen. Der Wolf drückte auf die Klinke; die Thür sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bette der Großmutter und verschluckte sie. Dann that er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen umhergelaufen und, als es so viel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Thüre aufstand, und wie es in die Stube trat, kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heute zu Mut, und ich bin sonst so gerne bei der Großmutter! Es rief: Guten Morgen! bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück. Da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren! — Daß ich dich besser hören kann. — Ei, Großmutter, was hast du für große Augen! — Daß ich dich besser sehen kann. — Ei, Großmutter, was hast du für große Hände! — Daß ich dich besser packen kann. — Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul! — Daß ich dich besser fressen kann. Kaum hatte der Wolf das gesagt, so that er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

4. Wie der Jäger die Großmutter und Rotkäppchen rettete.

Darauf legte sich der Wolf wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: Wie die alte Frau schnarcht! Du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, so sah er, daß

der Wolf darin lag. Finde ich dich hier, du alter Sünder? sagte er, ich habe dich lange gesucht. Nun wollte er seine Büchse anlegen; da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten; er schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte gethan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: Ach, wie war ich erschrocken, wie war's so dunkel in des Wolfes Leib! Und dann kam die Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen.

Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine; damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen. Die Steine aber waren so schwer, daß er gleich niedersank und tot war.

Da waren alle drei vergnügt. Der Jäger zog dem Wolfe den Pelz ab und ging damit heim. Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder. Rotkäppchen aber dachte: Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.

247. Goldtöchterchen.

Volkmann-Leander.

Vor dem Thor, gleich an der Wiese, stand ein Haus. Darin wohnten zwei Leute, die hatten nur ein einziges Kind, ein ganz kleines Mädchen. Das nannten sie Goldtöchterchen. Es war ein liebes, kleines Ding, flink wie ein Wiesel. Eines Morgens geht die Mutter früh in die Küche, Milch zu holen. Da steigt das Kind aus dem Bett und stellt sich in die Hausthüre. Nun war ein wunderschöner Sommermorgen, und wie es so in der Hausthüre steht, denkt es: Vielleicht regnet's morgen; da ist's besser, du gehst heute spazieren. Wie's so denkt, geht's auch schon, läuft hinters Haus auf

die Wiese und von der Wiese bis an den Busch. Wie's an den Busch kommt, wackeln die Haselbüsche ganz ernsthaft mit den Zweigen und rufen:

Geh nur wieder heim;
mach dich auf die Bein'!

Aber es hört nicht, sondern läuft in den Busch, und wie es durch den Busch ist, kommt es an den Teich. Da steht die Ente am Ufer mit einem vollen Dutzend Jungen, alle goldgelb wie Eidotter. Habt ihr keine Brücke? fragt das Goldtöchterchen. Nein, sagt die Ente, eine Brücke haben wir leider nicht. Wenn du aber über den Teich willst, will ich dich gern hinüberfahren.

Darauf geht die Ente ins Wasser, bricht ein großes Wasserrosenblatt ab, setzt Goldtöchterchen darauf, nimmt den langen Stengel in den Schnabel und fährt Goldtöchterchen hinüber. Und die kleinen Entchen schwimmen munter nebenher.

Auf der anderen Seite des Teiches ist wieder eine große, schöne Wiese. Auf der geht Goldtöchterchen weiter spazieren. Nicht lange, so sieht es einen Storch, auf den läuft's gerade zu. Guten Morgen, Storch! sagt's, was issest du denn, was so grünscheckig aussieht und dabei quakt?

Zappelsalat, antwortet der Storch, Zappelsalat, Goldtöchterchen! — Gib mir auch was, ich bin hungrig! sagt Goldtöchterchen. — Zappelsalat ist nichts für dich, sagt der Storch, geht an den Bach, taucht mit seinem langen Schnabel tief unter und holt erst einen goldenen Becher mit Milch und dann ein Wecklein heraus. Darauf hebt er den einen Flügel und läßt eine Zuckerdüte herunterfallen. Goldtöchterchen läßt sich's nicht zweimal sagen, sondern setzt sich hin und ißt und trinkt. Wie's satt ist, sagt's:

Ein'n schönen Dank
und gute Gesundheit dein Leben lang!

Darauf läuft's weiter. Nicht lange, so kommt ein kleiner blauer Schmetterling geflogen. Kleines Blaues, sagt

Goldtöchterchen, wollen wir uns ein wenig haschen? Ich bin's zufrieden, antwortet der Schmetterling, aber du darfst mich nicht angreifen, damit nichts abgeht.

Nun haschen sie sich lustig auf der Wiese, bis es Abend wird. Wie es anfängt, zu dämmern, setzt sich Goldtöchterchen hin und denkt: Jetzt willst du dich ausruhen, dann gehst du nach Hause. Wie's so sitzt, merkt's, daß die Blumen im Grase auch schon alle müde sind und einschlafen wollen. Das Gänseblümchen nickt ganz schläfrig mit dem Kopf, richtet sich dann auf, sieht sich mit gläsernen Augen um, und dann nickt's noch einmal. Da steht eine weiße Aster daneben und sagt:

Gänseblümchen, mein Engelchen,
fall nicht vom Stengelchen!

Geh zu Bett, Kind! Und das Gänseblümchen duckt sich hin und schläft ein. Dabei verschiebt sich's das weiße Mützchen, daß ihm die Spitzen gerade übers Gesicht fallen.

Wie Goldtöchterchen sieht, daß alles schläft, fallen ihm die Augen auch zu. Da liegt es nun auf der Wiese und schläft, und mittlerweile läuft seine Mutter immer noch wie den ganzen langen Tag im Hause und im Busch herum und sucht's und weint.

Als es aber ganz dunkel geworden war, kam einer von den zwölf Engeln, die jeden Abend über die ganze Welt hinfliegen müssen, um nachzusehen, ob sich nicht irgendwo ein kleines Kind verlaufen hat, und es wieder zu seiner Mutter zu bringen, auch auf die grüne Wiese. Als er das Goldtöchterchen hier liegen und schlafen sah, hob er es behutsam auf, ohne es zu wecken, flog bis über die Stadt und sah nach, in welchem Hause noch Licht war. Das wird wohl das Haus sein, wo's hingehört, sagte er, als er das Haus von Goldtöchterchens Eltern sah, und das Licht brannte immer noch. Heimlich schaute er zum Fenster hinein: da

saßen Vater und Mutter sich an dem kleinen Tische gegenüber und weinten. Da öffnete der Engel ganz leise die Hausthüre, legte das Kind unter die Treppe und flog fort.



Und als die Mutter noch einmal in alle Winkel und Ecken leuchtete, fand sie das Kindchen süß schlummernd unter der Stiege.

Da jubelten die Eltern vor Freude, und der Vater sprach: Nun laßt uns Gott danken, daß wir unser Goldtöchterchen wieder haben!

248. Zum Schluß.

Robert Reinick.

1. Wenn am Weihnachtsbaum die Lichter
nach dem Fest verloschen sind,
denkst du lange noch mit Freuden
an die Lust, nicht wahr, mein Kind?

2. Auch dies Büchlein ist zu Ende,
und es freute dich, nicht wahr?
Wie der Baum am Weihnachtsabend
bracht' es schöne Gaben dar.

3. Und so, wie du noch mit Freuden
denkst an jenes Baumes Schein,
mag dies Büchlein lange, lange
immer neu dein Herz erfreu'n.

Inhaltsverzeichnis.

Die poetischen Stücke sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Die Wiese.

Das Wasser.

Die Jahreszeiten.

Anhang.

Lesebuch für die Volksschulen des Regierungsbezirkes Oberbayern Bearbeitet von mehreren Schulmännern Ministeriell genehmigt

Bd.: 1

München 1896